Dietrich Eckart
- Eingelesene Fassung.

RR für 

http://www.historicfilms.net/
(Nebelung 2007 u.Z.)

Nicht zum Verkauf bestimmt!
This ebook is not for sale!

Anmerkung zum eBuch:

Die vorliegende Schrift, **Dietrich Eckart - Ein Vermächtnis**, wurde eingelesen und geringfügig nachbearbeitet. Einige Seiten sind nicht perfekt gerade gedreht, sollten aber durchweg lesbar sein - und darum geht es hier schließlich.

Möglicherweise wird in Zukunft eine bereinigte, von Hand erstellte, Fassung mit sauberen Zeichen und Grafiken, zur Verfügung gestellt werden, wenn Interesse daran bekundet wird.

Dieses eBuch ist Teil der Quellensammlung des NS-Archivs über den Nationalsozialismus.

Zum Inhalt:

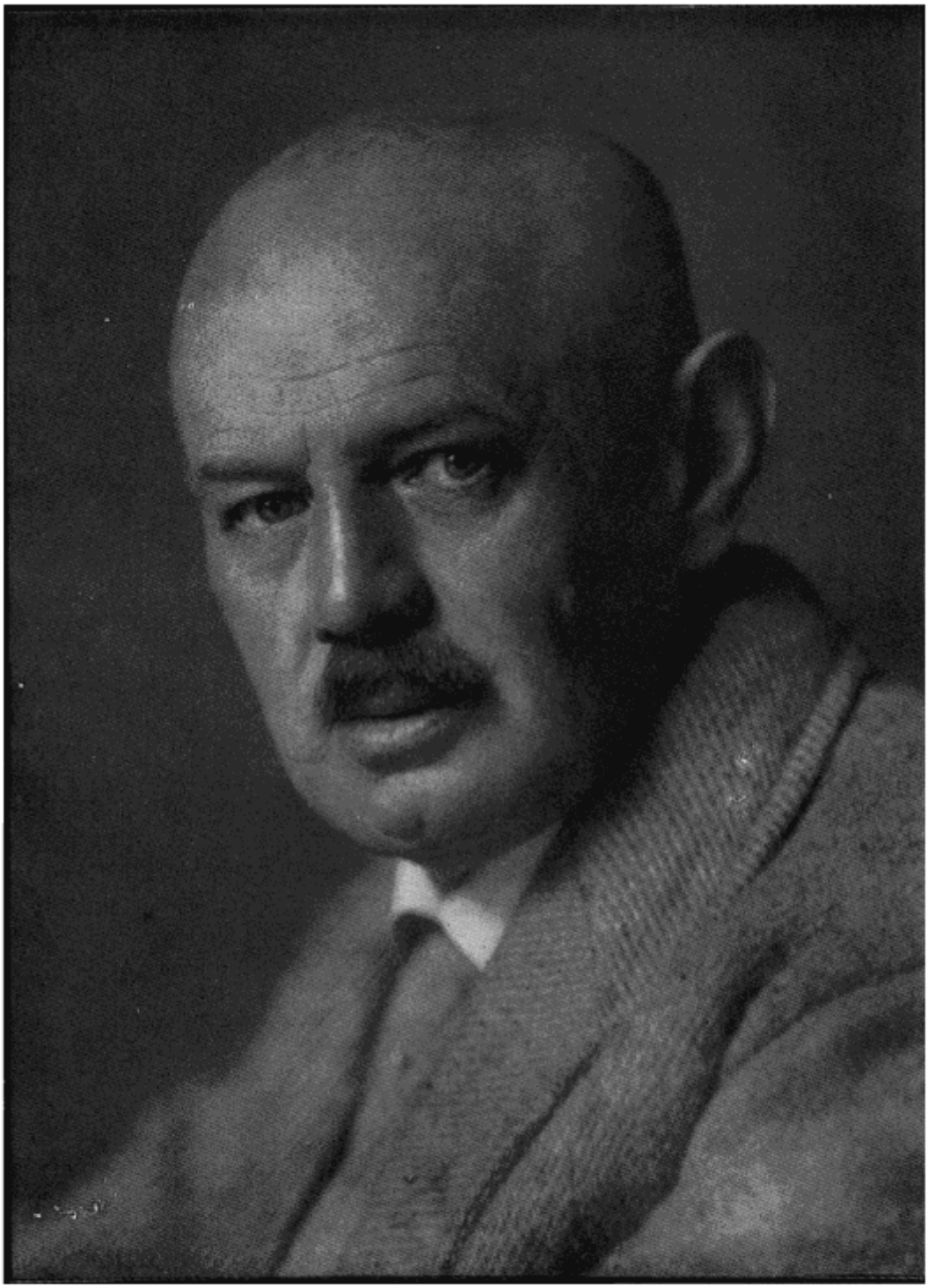
Alfred Rosenberg zeichnet hier ein Lebensbild des großen Kämpfers für die deutsche Sache und völkischen Schriftstellers und Dichters Dietrich Eckart. Neben einigen Worten zu historischen Ereignissen wie z.B. dem fehlgeschlagenen Hitler-Ludendorff-Putsch finden sich auch vor allem Gedichte Eckarts, ein wirklich sehr knapper Einstieg in dessen literarisches Schaffen und eine lesenswerte Abhandlung aus der Feder Eckarts zum Judentum.

ALFRED ROSENBERG

Dietrich Eckart

Ein Vermächtnis

Dietrich Eckart, ein Vermächtnis



Dietrich Eckart

Geboren am 23. März 1868 — gestorben am 26. Dezember 1923

Dietrich Eckart

Ein Vermächtnis



Herausgegeben und eingeleitet von

Alfred Roſenberg

1928

Verlag Frz. Eher Nachf., München

Alle Rechte, namentlich das der Überſetzung, vorbehalten
Copyright by Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO

Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Inhalt

Vorwort 7

Dietrich Eckart, ein deutſches Leben .. 9

Gedichte und Sprüche 69

Aus Eckarts dramatiſchem Schaffen 155

Einführung in den „Peer Gynt“ .. 177

Das Judentum in und außer uns .. 191

Aufſätze und Worte Dietrich Eckarts 231

Anmerkungen 251

Vorwort

Als Ende Dezember 1923 die Nachricht vom plötzlichen Tode Dietrich Eckarts seine Freunde ereilte, erschien sie allen unfaßbarer als eine andere Todesmeldung. Gar zu tief hatten sie die große Lebenskraft dieses Mannes empfunden, die Stärke seines Temperaments, das Ungestüme seines Willens. Fünf Jahre eines unermüdlichen Kampfes hatten bei allen, die Dietrich Eckart kannten, den unauslöschlichen Eindruck einer eigenartigen, eigenwilligen, selbstbewußten Persönlichkeit hervorgerufen, ein Erlebnis, das gerade in Zeiten der Gesinnungsverlumpung und der Charakterverflachung wie die unsrige mit doppelter Nachhaltigkeit sich auswirkte.

So kommt es, daß auch jetzt noch bei jedem Gedenken an den unerschrockenen Mann seelische Kraftströme vom Grab in Berchtesgaden ausgehen, deren wir mehr denn je bedürfen, da der Meineid noch immer triumphiert und die vollendete Schamlosigkeit der Zeit ihren Stempel noch unverhohlener als früher aufs Gesicht drückt.

Diese Gedenkblätter sollen dazu beitragen, das Andenken an einen der Besten des deutschen Volkes wach zu erhalten, zugleich aber mit Stolz daran erinnern, in w e s s e n Reihen Dietrich Eckart für eine deutsche Zukunft gekämpft hat.

Und schließlich sollen die kurzen Leitworte einen kleinen Teil des Dankes darstellen, den der Herausgeber Dietrich Eckart schuldet; zuerst als seinem selbstlosen Förderer, dann als seinem Freunde. Mit vielen Deutschen empfinde ich es als Pflicht, daß Dietrich Eckarts Name und Werk gehütet und gepflegt werden, bis zu dem Tage, da beides Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden ist.

M ü n ch e n, im November 1927.

Der Herausgeber.

Dietrich Eckart

Ein deutſches Leben

Dietrich Eckart

(Geboren am 23. März 1868 in Neumarkt in der Oberpfalz, gestorben am 26. Dezember 1923 in Berchtesgaden.)

Erster Abschnitt

Ein originaler Mensch zu sein, ist nicht nur heute in der Demokratie ein Verbrechen, die Mehrheiten züchtet, um zu vegetieren, nicht einzelne Starke gebiert, um fruchttragend zu leben: Ein Selbst darzustellen, war auch vor der Revolte des Jahres 1918 eine Unbequemlichkeit. Man liebte es nicht an höchsten Stellen, wenn selbstsichere Charaktere laut eigene Meinungen äußerten; weiter unten wurde das Bürgertum in fester Untertanentreue erhalten, während die Sozialdemokratie wiederum in ihrem Bereich alle Köpfe kappte, die über den marxistischen Katechismus selbständig zu denken wagten. So war denn auch die Revolution keine organisch bedingte Erhebung der Massen mit einzelnen Großen an der Spitze, sondern grauenhaftes und aufgeblähtes, kopfloses Spießbürgertum; manchmal gemäßigt, manchmal wild geworden. Immer aber klein, instinktlos und richtungslos. Spießbürgerlich waren selbst die Räterepublikaner, soweit nicht syrisches Gift verdummte Haufen rasend gemacht hatte.

Heute ist alles, nach der Oberfläche zu urteilen, stabilisiert. Die Währung, die Demokratie, die Meinung der republikanischen und monarchistischen Untertanen. Die Uniformierung ist zum Lebensgesetz beim herrschenden Unterdurchschnitt des „anderen Deutschlands" erhoben. Und wer dagegen sich etwa aufzulehnen erdreisten sollte, für dessen Wohlergehen sorgt liebevoll das Gesetz zum Schutz der sogenannten Republik.

Der etwas aufgerührte geistige Morast ist scheinbar beruhigt. Er hatte die heimgekehrten Frontkrieger warm um-

hüllt und ſaugt mit zäher Kraft das noch Widerſtrebende in die gluckſende Tiefe des Weltgewiſſens. Bis zur nächſten Kataſtrophe.

In Ibſens Sprache: der Troll regiert die Stunde, der Untermenſch herrſcht über den Menſchen. Das Zeitalter der Demokratie erlebt ſeine letzte Offenbarung.

In ſolchen Epochen ſind Originale immer revolutionär. Sei es im Leben, ſei es in der Kunſt, ſei es in der Politik. Und finden ſie keine Form für ihre reſtloſe Selbſtverwirklichung, dann müſſen ſie in peinvollſter innerer Aufſpaltung ſich durchs Leben ſchlagen, ohne jene Früchte tragen zu können, die ſie unter andern Umſtänden verſchwenderiſch gebracht hätten.

Auch Dietrich Eckart, der Dichter, ein Sohn der bayeriſchen Oberpfalz, war innerlich ein ſolcher Rebell, ein originales Selbſt, leidenſchaftlich, kraus, vornehm und brutal, voll drängender Kräfte, und deshalb bis an ſein Ende von echter Wut erfüllt gegen den braven Untertan von 1890 und 1919. Er war Dramatiker im Leben, nicht nur am Schreibtiſch, er anerkannte zwar die Ideen von Ruhe und Ordnung im metaphyſiſch-kosmiſchen Sinne, empfand aber ein natürliches Unbehagen, wenn bedächtige Hohlköpfe ſie als Schutzſchilde vor ihre geiſtige Zwerghaftigkeit hielten. Und doch brauchte Eckart ſtets Menſchen um ſich: weil er zwar die „Welt als Wille und Vorſtellung“ verehrte, aber doch nicht ein buddhiſtiſches, ſondern ein germaniſches Temperament beſaß, das gern erzählte; ſich, als Dramatiker, auch wohl gerne ſelbſt reden hörte; ſich aber auch mit Hingabe an hartem Stein entzündete, um Funken zu erzeugen. Dieſe Veranlagung brachte Eckart bereits als Jungen in kräftige Konflikte mit ſeinem Vater, dem Juſtizrat Eckart in Neumarkt in der Oberpfalz. Dieſer hatte einen ebenſo kantigen Schädel, ſchritt ebenſo robuſt und elaſtiſch daher wie ſein

Sprößling, was alles zuſammen das Kapitel Väter und Söhne um eine Anzahl dramatiſcher Einzelheiten vermehrte.

Ein Jugendfreund Eckarts, der Kunſtmaler Albert Reich in München, erzählt:

„Es werden noch viele im Städtchen ſein, die ſich noch an den alten Juſtizrat Eckart erinnern, an ſein ſchönes Fuhrwerk, an ſein Donnern und Poltern, gefürchtet und doch geachtet von allen Bürgern und Bäuerlein der Umgebung: Wie der Vater, ſo war der Jung-Dietrich, rauh und kernig, und gleich eiſenfeſte Dickſchädel prallten hier aufeinander. Gar manchmal erzählt er, wie ihm der Vater einmal die Kleider wegnahm, damit er nicht zum Stammtiſch könnte, der junge Student ging aber mit Unterhoſe und Schlafrock bei grimmiger Kälte in den geliebten „Stern“. Nie haben ihn, auch ſpäter, die verſchiedenſten Lebenslagen, die er ja alle durchgekoſtet, niedergezwungen, ſtets wußte er ſich ſelbſt zu helfen, ſtets blieb er ihr Meiſter.“

Dieſes unbändige Temperament brachte Eckart auch als Student in Konflikt mit Korpsweſen und feſten, überlieferten Formen. Auch hier anerkannte er ſpäter die Notwendigkeit geſellſchaftlicher Bindungen, ja ſogar Konventionen, ſah ſich aber außerſtande, in ihrem Gehege zu leben. Ein längeres Gleichmaß der Dinge brachte ihn zur Verzweiflung und führte zu gewaltſamen Ausbrüchen. Säbelmenſuren, Aufgabe des begonnenen mediziniſchen Studiums waren die Folge. Zugleich aber wurde eine Leidenſchaft Herr über Eckart, die ihn an den Rand des Verderbens brachte.

Eckart war in jungen Jahren Morphiniſt. Ohne das ſüße Gift konnte er nicht leben und ſetzte die ganze Schlauheit eines von dieſer Leidenſchaft Beſeſſenen daran, ſich immer neue Doſen zu beſchaffen. Er nahm ſchließlich täglich Portionen zu ſich, an denen ein gewöhnlicher, nicht ſo bären-

ſtark veranlagter Menſch geſtorben wäre. Eckart mußte ſchließlich in eine Nervenheilanſtalt.

Hier fand er plötzlich eine ganz merkwürdige Umgebung. Sanfte Melancholiker, tobende Hyſteriker gaben ihm Stoff zu tiefen Beobachtungen, und wenn Eckart ſpäter ſein inneres Leben mit dem des Peer Gynt verglich, ſo gab auch das äußere dazu Berechtigung im Hinblick auf die Kur in der Heilanſtalt. Der allgemein-menſchliche Wahn ſchien Eckart hier nur in höchſter Steigerung entgegenzutreten, aber zugleich der ungebändigte, ungeſtüme Wille bzw. Trieb der ganzen Schöpfung. Einmal entſprang ein Tobſüchtiger ſeiner Zelle und lief faſt nackt in den Garten und dann durch eine für undurchdringlich erklärte Dornenhecke. Er konnte erſt viel ſpäter ſchwer blutend eingebracht werden. Alles Unterbewußte, durch Zucht, Gewiſſen oder andere Kräfte Zurückgedämmte erſchien mit doppelter Gewalt an der Oberfläche. Es zeigte Eckart, daß in jeder großen, ungehemmten Leidenſchaft ein W a h n verborgen liege, der beim Wachen nur ein Ziel, einen S i n n erhalte, welcher dem geiſtig Umnachteten bei gleichem Ausbruch fehle, daß ſomit jede große Leiſtung mit einem Stück Wahn-Sinn verſehen ſei: Was Goethe einſt ſo ſchmerzhaft empfunden, was Bismarck in Weinkrämpfe verſetzt hatte, was der aufmerkſame Eckart unmittelbar beobachten — und mitempfinden — konnte. Dieſe rein menſchlichen Eindrücke haben ſein ſpäteres Schaffen ſtark beeinflußt; namentlich die Nachdichtung des „Peer Gynt" und der „Lorenzaccio"[1] bedeuten ihre künſtleriſche Formgebung, aber auch der ihm von ſeiner Natur vorgezeichnete Weg zum Denken Schopenhauers war dadurch innerlich eingeſchlagen worden.

Eckart ſuchte und fand ins Ungebundene. Er wurde (ab 1894) Kritiker der Bayreuther Feſtſpiele für verſchiedene Blätter, Mitarbeiter von Zeitſchriften, ſiedelte dann über

nach Berlin. Und verlebte dort als Schriftſteller, Propagandiſt eines induſtriellen Unternehmens, kurze Zeit als Redakteur im „Lokal-Anzeiger“ uſw. ganze zwölf Hungerjahre.

Von ihnen hat er ſpäter oft in launiger Weiſe erzählt. Es kam vor, daß er ohne einen Pfennig in der Taſche, obdachlos, manche Nächte auf verlaſſenen Gartenbänken Berlins zubringen mußte. Von einer ſolchen „durchwachten Nacht“ mußte er dann einmal zum Generalintendanten v. Haeſeler. Vom frühen Morgen an ſuchte er bei allen Bekannten die hierzu erforderlichen Kleidungsſtücke zuſammen, und der vornehme Herr v. Haeſeler hat ſich ſicher nicht träumen laſſen, daß der Mann, mit dem er über ein Theaterſtück zu unterhandeln hatte, keinen ganzen Anzug mehr beſaß ...

Aber dieſes Auf und Nieder war in Eckarts Leben nie das Weſentliche. Wichtig waren ihm nur ſein innerer Zuſtand und die Gedanken, die dadurch geweckt wurden. Über dieſen ſeinen Zuſtand um das Jahr 1895 gibt eine Widmung Kunde, die er einem Jugendfreunde in Neumarkt in den „Tannhäuſer auf Urlaub“ ſchrieb:

Du ſahſt mich oft, in Träume tief verſunken,
Und ſahſt mich wieder kämpfen, ringen, ſtreben;
Du ſahſt mich jubeln oft, von Liebe trunken,
Und ſahſt mit Haß befleckt mein junges Leben;
Der Wahrheit ſucht' ich einen Weg zu bahnen,
Und, ach, ich hab' ſie ſelber oft verraten,
Die Freiheit ſchrieb ich ſtolz auf meine Fahnen
Und war mit ſchweren Ketten ſelbſt beladen;
Ich rang nach Licht aus eignen Finſterniſſen
Und lachte laut, dieweil mein Herz zerriſſen:
Treu bin ich mir in Wahrheit nie geblieben,
In einem nur, dich immer treu zu lieben.

Eckart wußte, als er dieſe noch etwas unreifen Verſe ſchrieb, es damals noch nicht, daß gerade dieſes Ras-

kadenhafte ſein eigenes Selbſt war, und daß dieſes von ihm als quälend empfundene Urplötzliche ſeinen charakteriſtiſchen Weſenszug ausmachte, der ſeiner Dichtung ebenſoſehr das Gepräge gab wie ſeinem äußeren Leben.

Hier kann eine Frage nicht unerwähnt bleiben: Eckarts Stellung zur Frau. Ich weiß, daß ich nicht fehl gehe, wenn ich hier einen Punkt andeute, der eine tiefe Tragik in Dietrich Eckarts Leben darſtellt. Es iſt dies eine Parallelerſcheinung zum ähnlichen Temperament Artur Schopenhauers. Eckart ſah einen Hang zum Nichtigen als das Weſentliche beim Weibe an, erklärte ſie für unfähig, das Tiefe wirklich zu erfaſſen, ſprach ihr gelegentlich das Wollen hierzu gänzlich ab. Höflichkeit der Frau gegenüber hatte er eine beſondere Antipathie und erklärte dieſe als ein Zeichen unſerer femininen Zeit. Das Weib ſei Natur, kaum mehr. Es werde im „Peer Gynt" durch die dem Reiche der Trolle entſtammende Grüne ſymboliſiert. Der „Lorenzaccio" beginnt mit folgenden Worten Lorenzos an ſeine Mutter Maria:

Ihr Mütter macht es einem ſchwer,
Euch zu verehren;
Denn was ihr wollt, im innerſten Begehr,
Iſt oft das Gegenteil von euren Lehren.
Wir ſollen tapfer, ſollen redlich ſein,
Doch wenn man's recht beſieht, was kommt heraus?
Ein feiges „Gib' dich drein!"
Und — „Strecke liſtig deine Fühler aus!"

Während der Mann auch im tiefſten Fall ſich aufwärts ſehne und heraus wolle aus der Weltverſtrickung, ſei gerade dieſe das eigentliche Element der Frau. Lorenzo ſagt in bezug auf ſeine von ihm als untreu angeſehene Geliebte:

Der Engel! Ja, der Engel! Solcher Reine
Der Blick und ſolchen Glanzes Stirn und Haar,
Als wie Madonnen unterm Glorienſcheine,
Und deine Seele bangt ſich in der Schar,

Wie ein Verworf'ner in des Herrn Gemeine
Und wie der junge Prieſter am Altar!
O, daß der Tod ſie doch zur Hölle mähe,
Bevor ſie inne würde, w o ſie zittert,
Ins Nichts, bevor ſie jene Augen ſähe,
Vom Sturm der Wolluſt ſo wie Glas zerſplittert,
Bevor ſie ſich zu dem Gefühl empörte:
(als ob er jemand vor ſeinen Knien würgte)
Das unter dir hat n i e ſich ſelbſt vergeſſen,
Es iſt nur da, wohin's von je gehörte,
Im warmen P f u h l! Und f r e u t ſich, f r e u t ſich deſſen!

Maria:

Und ich, ich ſah es nicht!

Lorenzo:

Ihr ſeht es nie — vor lauter Mitempfinden!

Dieſer Bitterkeit näher auf den ſeeliſchen Urgrund zu gehen, ſei andern überlaſſen. Vom rein Perſönlichen aber abgeſehen, erblickte Eckart mit Recht im Mangel an Männlichkeit einen Zug des Verfalls, den er auch ſeinem Lorenzaccio beigab. Im feminiſierten, ſich deshalb quälenden Mann war der Keim des Zwieſpalts entſproſſen, der Grund zur Vernichtung ſeines Eigenweſens gelegt, was beim fortſchreitenden Auswirken, d. h. beim Stärken des weiblich-lyriſchen Triebes durch haltloſe Männer zur Vernichtung einer Kulturform führen mußte. Eckart läßt den Lorenzo dieſen Gedanken in folgender Form ausſprechen:

Als ob ſich je, was die Natur verhehlt,
Durchſchauen oder gar erklären ließe!
Der H a ß, der zwiſchen Mann und Weibe ſchwelt,
Er i ſt Natur und unfaßbar wie dieſe.
Er wird einmal die ganze Welt zerſtören.
Dann werden ſich auf ein gegeb'nes Zeichen
Die Weiber alle, wie ſie ſind, empören,
Vereint mit Tauſenden von meinesgleichen,
Die ihnen nur zu brünſtig zugehören,
Das wilde Heer der neuen Amazonen,

Die Elohim der Lüge an der Spitze!
Dann wird die Schweſter nicht des Bruders ſchonen,
Und Feuer wird die Sohnesliebe lohnen;
Dann raucht die Flut, die Erde ſchleudert Blitze;
Aus ihrem Abgrund reckt ſich auf die Schlange
Und züngelt das Geſtirn vom Firmament —
Ein einziges Gemetzel, lange, lange —
Dann ſtirbt die Menſchheit, und die Welt — verbrennt.

Und doch ſuchte der gleiche Dietrich Eckart ſehnſüchtig nach einem von einer Frau behüteten Ruhepunkt in ſeinem Daſein. In der Ehe glaubte Eckart ſchließlich dieſen inneren Ausgleich gefunden zu haben, die ungeſtörte Stille zum endlichen Ausſpinnen ſeiner Phantaſien und die Möglichkeit der Auswertung der Unruhe des vorhergegangenen Lebens. In der Widmung des „Lorenzaccio" an ſeine Frau zeigt ſich das beſonders deutlich, wenn er von „deutſcher Häuslichkeit, dem einzigen Aſyl des höchſten Gutes," ſpricht, vom „reinen Quell, der neue Kraft verleiht". Aber es war zu ſpät; vielleicht wäre es i m m e r „zu ſpät" geweſen. Eckarts Weſen brauchte doch einen ſchnelleren Rhythmus, ſein Auge forderte immer neue Geſtalten, ſeine Stimme rief nach immer neuen Zuhörern. Und da ſie nicht alle zu ihm kommen konnten — ging er zu ihnen. Dieſer rein männliche Verkehr zerſtörte eine doch ſtets erſehnte Harmonie, an der beide Teile litten, und die zu beſeitigen anders nicht möglich war als durch ein Auseinandergehen.

Eckarts „Heinrich VI.", das Hohenſtaufendrama, erſchien zum Beginn des Krieges als ein Hochgeſang auf deutſche Macht und Herrlichkeit, als ein dramatiſch geſchloſſener Wurf, der im Königl. Schauſpielhaus zu Berlin mit großem Erfolg über die Bretter ging. Er mußte abgeſetzt werden, weil das verkörperte regierende Spießbürgertum, d. h. der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, die weiteren Aufführungen verbot! In dem Drama kniet nämlich der

König Englands vor dem Deutſchen Kaiſer und ſchwört ihm den Lehenseid. Solche Dramen könnten London unnütz reizen, ließ Bethmann Hollweg erklären, deſſen Pygmäenverſtand es ſelbſt mitten im blutigſten aller Kriege nicht begriffen hatte, daß England a l l e Kräfte zur Niederſchlagung Deutſchlands anſpannte. Und als Eckart ſeinen „Lorenzaccio" beendete, da brachen die ſchmutzigen Fluten der Novemberrevolte über Deutſchland zuſammen. Dieſer Niederbruch alles Heroiſchen, dieſer Sieg des angreifenden Gemeinen über das ſich nur ſchwach verteidigende Gute, das rief Eckart auf den Plan. So ſehr er ſich ſein Leben über auch leidenſchaftlich ausgab, im Gefühl, nur auf dieſe Weiſe ſich gegen die „Fabrikwaren der Natur", die guten Bürger, behaupten zu können, ſo ſehr haßte er dies von Feinden ſeines Volkes geführte Chaos. Und eines nachts, im Dezember 1918, erklärte er ſeiner Frau, er werde mit einer Kampf-Zeitſchrift, „Auf gut deutſch", an die Öffentlichkeit treten. Alles Abraten blieb fruchtlos, und gerade, als die marxiſtiſchen Schlammwellen am höchſten gingen, bildete ſich in München ein geiſtig bewußter Kern des deutſchen Widerſtandes.

Zweiter Abſchnitt

Über den Kämpfer ſpäter. Hier ſei der Denker und Dichter behandelt.

Wenn man auch von jedem Dichter ſagen muß, daß ſein Werk erſt aus der Kenntnis der Geſamtperſönlichkeit richtig verſtanden werden kann, ſo gilt dies doppelt von Dietrich Eckart. Denn die in jedem Menſchen wirkenden polaren, ſich gegenſeitig bekämpfenden Kräfte waren in ihm mit gleicher Leidenſchaft am Werke, um ſich in den Beſitz des

ganzen Ichs zu ſetzen: der unbedingte Lebens- und Herrſcherwille und die weltabgewandte Vertiefung. Wer Dietrich Eckart gekannt hat, weiß, wie jäh ſich oft dieſe fauſtiſchen Triebe gegenüberſtanden, und wie unmittelbar er als Vollmenſch b e i d e erlebte, durchlebte, durchlitt. Bei einem Aufeinanderplatzen von Anſchauungen erſchien er deshalb oft unduldſam, rückſichtslos, und war in Wirklichkeit doch ein zutiefſt vornehmſter Charakter, jederzeit bereit, eine wahrhafte, echte Geſinnung anzuerkennen, jedes wirkliche Wiſſen und Können zu ſchätzen. Verhaßt waren ihm bis in die letzte Seelenfaſer nur jene vielgeſchäftigen Schwätzer und geiſtigen Sumpfpflanzen, die gerade in den Jahren nach der Revolte von 1918 das öffentliche Leben unſicher machten. Verhaßt waren ihm ferner jene vielwiſſenden, aber ſeelen- und inſtinktloſen Gelehrten und Polyhiſtoriker, welche unter einem Wuſt von Wiſſen das Weſentliche der Dinge nicht mehr zu erfaſſen vermochten. Und verhaßt waren ihm endlich all jene Lauen und Faulen, die in der heutigen Zeit der Entſcheidungen den Mut zum Bekennen der auch von ihnen unter vier Augen anerkannten Wahrheiten nicht aufbrachten. Eckarts Inſtinkt witterte ſolche Weſenheiten ſehr bald, und mit loderndem Temperament oder mit beißendem Sarkasmus trat er den alſo Eingeſchätzten entgegen. So mancher hat ſich dann ſehr übel und unbehaglich gefühlt, wenn die tiefe Stimme ſpottend über den Tiſch zu ihm herübergrollte, oder wenn ihn ein ſcharfes Wort traf. Im ſchematiſchen Verſtandeswiſſen und im Gelehrtendünkel (im „Schulmeiſter") erblickte Dietrich Eckart eines der Grundübel, eine der Haupturſachen des völkiſchen Zuſammenbruchs. Er überſandte einſt einem Profeſſor ſeine Schrift „Das iſt der Jude". Dieſer ſchickte ſie ihm mit dem Bemerken zurück, er leſe ſolche haßerfüllte, bornierte Erzeugniſſe nicht. Darauf ſchrieb ihm Eckart: „Man ſagt, der deutſche Schulmeiſter

habe den Krieg von 1866 gewonnen. Dann hat der Professor von 1914 den Weltkrieg verloren."

Am liebsten saß Dietrich Eckart im Kreise unverbildeter, schlichter Leute. Um sich etwas Ruhe zu gönnen, fuhr er hinaus in irgendein Dorf, und bis spät in die Nacht fand man ihn, erzählend, im Kreise biederer Männer. Er beherrschte meist allein die Unterhaltung, berichtete launig Erlebnisse aus seinen Berliner Hungerjahren, wie jüdische Theaterdirektoren sich bereit erklärten, Stücke von ihm aufzuführen, wenn er darauf eingehe, die für Juden unangenehmen Stellen zu streichen, was er abgelehnt habe, und ähnliches mehr ... Die ganze Berliner Boheme und Dichterwelt der letzten Jahrzehnte marschierte auf, alle ihre Größen wurden in humorvoller Zeichnung den Zuhörern vorgeführt und erzählt, wie sie zum Lorbeer gekommen waren.

Oder aber Eckart philosophierte. Naturgemäß mußte ein Denker seinem Temperament am nächsten liegen: Schopenhauer. Er fühlte in ihm genau denselben Kampf der Diesseits- und Jenseitskräfte, war als Schriftsteller hingerissen von der kristallklaren und doch farbenprächtigen Sprache des alten Frankfurters. Als mystisch vertieftem Menschen wiederum sprach ihm die alte Mayalehre aus dem Herzen. Wie oft haben wir über das Thema Schopenhauer gesprochen! Er wollte von der inneren Zerrissenheit Artur Schopenhauers nichts wissen, nicht zugeben, daß es betrübend sei, den Lehrer der Weltverneinung um dieses armselige Dasein ebenso besorgt zu sehen wie den folgerichtigsten Weltbejaher, daß Schopenhauer sich vielfach zu Unrecht auf Kant berufe, da er dessen Werk erklärt habe wie der Teufel das Neue Testament; daß er aus kleinlichen Motiven die Größe Fichtes nicht zu erkennen vermochte. Auf diese Anzapfungen trat dann Eckart mit innerem Feuer für seinen Lebensheiligen ein: die Sehnsucht sei das Ausschlag-

gebende im Menſchen, und die ſei in Schopenhauer groß und gewaltig geweſen. Sein Werk habe Tauſenden die Kraft der Seele, die innere Freiheit dieſer Welt gegenüber geſchenkt. Dieſe ſei letzten Endes doch ein Phantom: wie wir hier aus dem Schlafe, aus Träumen handgreiflichſter Art erwachten, ſo würden wir wahrſcheinlich unſer jetziges verrücktes Leben nach dem Tod als einen unweſentlichen Traum empfinden. An dieſem Punkte angelangt, verſagte Eckart aber ſeinem Philoſophen die weitere Gefolgſchaft. Denn die letzte Konſequenz ſeiner Gedanken führt zur Lehre des alten Indiens, als ſei die Tat überhaupt unweſentlich, ja, als berühre dieſe das Weſen des ſich des Ewigen bewußt gewordenen Menſchen in keiner Weiſe. An dieſer für jeden Europäer entſcheidenden Stelle aller Metaphyſik griff Eckart — zu Goethe. Immer wieder knüpfte er an deſſen Worte an, daß wir hier „zwiſchen zwei Welten" leben, daß die eine davon zwecks Läuterung uns beigegeben ſei. Ich wies ihn auf eines jener tiefen Worte Goethes hin, daß nichts inkonſequenter ſei als die größte Konſequenz, daß jeder noch ſo gute Grundſatz, zu Ende gedacht, zum Abſurdum führe, zum Gegenteil des Erſtrebten umſchlage. Dann ſprach Eckart in tiefer Ehrfurcht von Goethe, holte wohl den einen oder anderen Band herbei und las vor. Lange, oft bis ſpät in die Nacht ...

Zu Schopenhauer und Goethe geſellte ſich als dritter Seelenſpeiſer Angelus Sileſius. Deſſen Cherubiniſcher Wandersmann wurde Eckart zu ſeiner Bibel. Namentlich jene Stellen des ſpäten Myſtikers, in denen er in ſeiner Seele göttliche Gewalten fühlt und ſich erhaben weiß über aller Kreatur, ſich bewußt wird, daß auch Gott letzten Endes eine Schöpfung ſeiner Seele ſei; dieſe Stellen hatten Eckart wie die Laute eines Nahverwandten berührt. Aus dieſer Stimmung ſind ſeine „Ecce-deus"-Verſe entſtanden.

Die Zeit iſt Lug und Trug. Vorbei ſind tauſend Jahr'
So lange und ſo kurz, als wie ein Stündlein war.
Wer ſich nicht aus der Zeit mit jähem Ruck erhebt,
Der ſieht nicht, was er ſieht, und lebt nicht, was er lebt...

Das iſt mehr als ein Abglanz, das iſt innerſtes Nach- und Mitempfinden etwa mit den Verſen des ſchleſiſchen Angelus:

Die Roſe, welche hier dein äußeres Auge ſieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott alſo geblüht.
Ich glaube keinen Tod — ſterb' ich gleich alle Stunden,
So hab' ich jedesmal ein beſſer Leben funden.

Oder die letzte Konſequenz dieſer myſtiſch-germaniſchen Weltanſchauung:

Nichts iſt als ich und du. — Und wenn wir zwei nicht ſein,
So iſt Gott nicht mehr Gott und fällt der Himmel ein.

Auch Angelus Sileſius gab Anlaß zu Geſprächen über die merkwürdig gleiche Schlußfolgerung bei ihm und den Indern. Denn auch dieſe erheben ſich zum Bekenntnis, daß der Atman, die menſchliche Seele, ewig und Herr iſt. „Sein iſt das Weltall, weil er ſelbſt das Weltall iſt." Dieſe durch alle indoeuropäiſchen Völker hindurchgehende ariſtokratiſche Weltbetrachtung und Weltüberwindung iſt durch das Eindringen des Alten Teſtaments, hereingetragen durch den jüdiſchen Wüſtengeiſt und die mit Jehova noch immer verketteten chriſtlichen Kirchen zerſetzt, untergraben worden. Feuer, Schwert und Scheiterhaufen haben uns um den größten Teil der echten, inneren Freiheit gebracht, und nur wenige ganz Große ſchauen frei auf uns aus der Vergangenheit herüber. Aber gerade bei dieſer traurigen Erkenntnis ſetzt die völkiſche Weltanſchauung ein, nicht als Verzweiflungskampf einzelner Großer, ſondern bereits, oder richtiger — endlich als Lebenswille breiteſter Volksſchichten. Bei Anerkennung alles Schönen des Chriſtentums, des Klaſſizismus uſw. entſteht ein neuer abſoluter Wertmeſſer: das

Volk als Ausdruck einer ewigen, göttlichen Volksseele, die sich äußert in der Tat des schlichtesten Werkmeisters bis zu den Schöpfungen der größten Denker. Und darüber hinaus das Bewußtsein europäischer Rassenverwandtschaft und Schicksalsgemeinschaft gegenüber den übrigen Rassen des Erdballes, namentlich aber gegenüber dem uralten asiatischen Parasiten aus Judäa. Was einige Große aus Instinkt schufen und weiter erstrebten, was aber unter fremden Formen verkümmerte oder doch zurückgedrängt wurde und scheinbar untergegangen war, das ersteht heute zum erstenmal als lebendiges Erlebnis von Millionen. Beglückt können sie erklären, daß sie sich eins wissen dürfen mit all unseren Großen der Vergangenheit.

Derartige Gespräche haben uns immer wieder gefesselt. Oft, wenn ich in aller Morgenfrühe bei Eckart eintraf, sahen wir uns schon nach kurzer Zeit in sie verwickelt, auf der Straße blieb er immer wieder stehen und setzte voller Temperament seine Ansichten auseinander. Und auch im Kreise schlichter Landleute wurde er nicht müde, seine Weltanschauung zu erläutern. Viele mögen wohl die Gedankengänge nicht begriffen haben, aber *eines* haben sie sicher erfaßt: das sich vor ihnen ausbreitende warme kindliche Herz Dietrich Eckarts.

Dritter Abschnitt

Eckart hat vielfach erklärt, er erblicke in der Gestalt des Peer Gynt sein seelisches Spiegelbild: Ein Eroberer, der hinausging, sich ein Königreich zu erkämpfen, ein Vollblutmensch, der in die Grundwasser des Lebens gerät, der irrt und fällt, der dem Wahnsinn nahekommt, der in einem Anfluge skrupelloser Weltbejahung Sklavenhändler werden

kann, deſſen innerſte Sehnſucht aber in ganz anderer Richtung eingeſtellt iſt. Einer, der verzweifelt und doch ſelbſtbewußt die Solveig fragt:

So ſage mir, wo ich die Zeit über war,
Die ganze Zeit, mit dem Fluch auf der Stirn
Und doch mit dem göttlichen Licht im Gehirn?
O ſprich! Sonſt ſink' ich hinab auf den Grund.

Die Solveig ſymboliſiert dieſe ringende, unſterbliche Seele; und, wenn auch nur einmal vor dem Tode, „mittendurch" ſtößt die ſeeliſche Kraft doch gegen alles Erdenſchwere, Allzumenſchliche ... Mittendurch in ihre eigentliche Heimat. Dieſes „Federleichte", wie Eckart ſagte, fühlte er auch bei ſich immer wieder ſiegen. Man konnte dies an ſeiner äußeren Erſcheinung mit handgreiflicher Deutlichkeit verfolgen. Es gab Zeiten, da Eckart ſchwer litt, da ihn Sorgen aller Art tief niederdrückten. Er ſah dann müde, verfallen aus. Und plötzlich belebten ſich ſeine Züge, ein ſchalkhaftes Lachen erſchien, eine ſeeliſche Befreiung kam über ihn: er hatte alles Erdenſchwere mit einem Ruck abgewälzt. In dieſen Stunden kamen dann ſein eigentliches Gemüt, ſeine menſchliche Großzügigkeit und Hilfsbereitſchaft beſonders zum Ausdruck. Dutzende von Menſchen leben heute an verſchiedenen Orten Deutſchlands, die Eckart um Hilfe erſucht haben. Jedem gegenüber iſt er freundlich geweſen und hat geholfen, wo er helfen konnte. Sein Charakter brachte es mit ſich, daß er einfach nicht „Nein" ſagen konnte und ſchließlich nicht mehr dort zu unterſtützen vermochte, wo er zugeſagt hatte. Um anderen zu helfen, hat er ſelbſt oft um Hilfe bitten müſſen.

Seine philoſophiſchen Anſchauungen hat er in Proſa und in dramatiſcher Form mehrfach niedergelegt. In knappſter Zuſammenfaſſung in ſeiner „Einführung" zum Peer Gynt (S. 177): Jeder befriedigte Wunſch zeitigt einen neuen, unſer Glück hier auf Erden iſt gegenſtandslos, das äußere

Leben eine Illuſion. Alles, was uns als Beſitz erſcheint, iſt eine Vorſpiegelung, ein Wahn. Je mehr wir uns dem Diesſeits hingeben, um ſo w a h n ſinniger werden wir. Aber: „Das m u ß ſein, denn nur durch die ‚Sünde‘ können wir — beide Worte haben dieſelbe Wurzel — ‚geſunden‘, nur durch die Täuſchung enttäuſcht werden.“ Gleich allen tiefer ſchauenden Geiſtern faßt Eckart das Lebensproblem nicht von der ſittlich-konventionellen, ſondern von der metaphyſiſchen Seite an:

„Für den Dichter gibt es nicht ‚gut‘ und ‚böſe‘ im üblichen Moralſinn, ſondern er geht weit darüber hinaus und ſetzt dafür das ‚Mehr oder minder im Weltwahn Verſtricktſein‘!“ Dieſes Loslöſen von der Welt iſt ein Prozeß, welcher an eine metaphyſiſche Frage heranführt: an die Frage der merkwürdigen Übereinſtimmung einer erahnten kosmiſchen Geſetzmäßigkeit mit dem unvertilgbaren Bewußtſein der Perſönlichkeit. Es gibt keinen tieferen Denker, der nicht mit dieſem Problem gerungen hätte, einer Frage, die wohl nie auf dieſer Welt entſchieden werden kann, ſondern auf die je nach Temperament und Raſſe ſeitens der Philoſophen verſchieden geformte Antworten erfolgen müſſen.

In ſeinem Größten hat das Chineſentum die Ergebung des einzelnen unter die als göttlich hingenommenen Naturgeſetze gelehrt. Die Bahn und der rechte Weg des Laotſe iſt das Buch des philoſophiſchen Oſtens. Die Geſetze in ſich wirken laſſen, nicht ſelbſt etwas tun wollen, heißt ſeinen Lebenszweck erfüllen. Dem diametral gegenüber ſteht die Weisheit Indiens, die alle Natur überhaupt beiſeite ſchiebt, hinter ihr die Weltſeele (das Brahman) und die Einzelſeele (den Atman) erkennt und die Weſensgleichheit beider poſtuliert: Das Ich, kleiner als ein Reis- oder Senfkorn, größer als das Weltall. Das Ruſſentum neigt der erſten Löſung zu, Europa mehr der zweiten, aber mit einer beſtimmten

Beſchränkung: Unſer Schickſal liegt nicht in den Naturgeſetzen beſchloſſen, ſondern in der ihnen entgegengeſetzten Kraft, in dem unerklärlichen Phänomen, das wir mit dem Worte Seele bezeichnen. Wir haben aber, jeder für ſich, die Aufgabe, dieſe Seele *an* der Welt zu manifeſtieren. Das nennt man eben — ſich entwickeln. Eckart iſt mehrfach auf dieſe Frage aller Fragen eingegangen. In den Schlußworten Kaiſer Heinrichs („Heinrich VI.") läßt er dieſen vom „Vater im Himmel" bekennen:

Hoch über dir, in ewiger Stille,
Steht das Geſetz, *das du ſelber dir ſchufſt.*
Nichts wird vollendet, und nichts wird begonnen,
Ohne das eherne Muß dieſer Pflicht.

Kurz vorher aber läßt er ihn ſprechen:

Denn das iſt Art der Narren, die nicht wiſſen,
Wie wenig Sieg und Sturz vor Gott bedeuten —
Nur eines fühlen wir und fühlen's groß:
Die Luſt an der Perſönlichkeit.

Daß Seele und Schickſal letzten Endes ein und dasſelbe ſind, hat Eckart ſtets geglaubt und gelehrt. In jüngeren Jahren ſah er das Schickſal an wie eine außerordentliche unerklärliche Gewalt, die geſetzmäßig nicht zu deuten ſei, wie er ſpäter im „Heinrich VI." ausführte. In der Perſon (Holbach), die den urteilenden Dichter in ſeinem „Erbgrafen" darſtellt, ſpricht er:

„Wo, um Himmelswillen, iſt denn bei den alten Griechen von poetiſcher Gerechtigkeit die Rede?! Dieſe tiefen Menſchen und unerreicht großen Künſtler wußten eben Beſcheid, ſie kannten die geheime Strippe, an der unſer ganzes Daſein gezogen wird, ohne Rückſicht auf Schuld oder Verdienſt — außerdem wußten ſie, daß der Menſch ſchon dadurch, daß

er auf der Welt iſt, eine Schuld auf ſich geladen hat, und zwar die Schuld, die einzige — denn alles übrige iſt nun die notwendige Folge davon und ſchwindet dagegen, beim Lichte beſehen, zu einer Lappalie zuſammen — und weil ſie das wußten, deshalb das unerbittliche Schickſal, das über ihren Dramen ſchwebt und Menſchen zermalmt, die ſonſt ſo unſchuldig wie die Kinder ſind."

Von dieſer fataliſtiſchen Betrachtung hat ſich Eckart dann ſpäter abgewandt.

In ſtillen Stunden ſprach Dietrich Eckart jenen Gedanken ſeines großen (merkwürdigerweiſe ihm faſt unbekannten) Namensvetters aus früheren Zeiten aus: daß das metaphyſiſche Weſen in uns nicht tätig ſei, ſondern unbeweglich, unbefleckt, ewig unerkennbar und doch als eigener Urgrund verharre. Meiſter Eckehart war in ſolchen Bekenntniſſen neu erſtanden, wenn auch Menſchen, die Dietrich Eckart nur von außen kannten, dies nicht gelten laſſen werden . . . Darum bedeutete für Dietrich Eckart das Leben als ſolches eine ſeeliſche Loslöſung von der Welt, jedes wirkliche Drama war deshalb für ihn ein Erlöſungsdrama. Als ſolches war ſein „Heinrich VI." gedacht, trotz ſeines rein politiſchen Stoffes; als ſolches hatte der „Peer Gynt" Eckart ergriffen; als ſolches erwuchs ihm als Abſchluß ſeines Lebens ſein „Lorenzaccio". Über die künſtleriſche Seite dieſes Werkes ſpäter. Aber die Dichtung iſt von der Weltanſchauung nicht nur nicht zu trennen, dieſe iſt vielmehr Vorausſetzung für jene. Der Stoff des „Lorenzaccio" iſt das Problem der Weltverſtrickung der Seele und ihrer Erlöſung aus dem Wahn des Diesſeits. Aus Inſtinkt wie aus dramatiſcher Konzeption heraus, ſehen wir die beiden Gegenpole ſymboliſiert. Auf der einen Seite den Dominikaner (Savonarola), der uns mit einem Fluch auf dieſe Welt entgegentritt:

Nirgends Rettung vor dem Falle!
Fleiſchesluſt, wohin ich ſehe!
Teufelsdiener alle, alle!
Keiner, der in Sturm und Wetter
Aufrecht ginge, o, nicht einer!
Unſer Führer, unſer Retter
Keiner, keiner, keiner, keiner!

Dieſer abſoluten Weltverneinung ſteht als Verkörperung der hemmungsloſen Weltbejahung Ahasver gegenüber; der *blinde* Wille zum Unterjochen, Herrſchen, Knechten; die Gier, alle Güter dieſer Welt in ſeinem Beſitz zu ſehen, ſpricht aus der Begegnung zwiſchen Lorenzo und dem Ewigen Juden. In unerſättlichem Drang treibt es dieſen Willen, trotz aller Niederlagen, immer wieder an, ſich Heere zu formen für ſeine Weltherrſchaft, gleich mit welchen Mitteln, gleich mit Hilfe welcher Perſönlichkeiten. Zwiſchen beiden Polen, an zwei Welten teilhabend, tritt Michelangelo auf. Gleich anfangs rührt er an *die* Frage:

So oft ich mich — (lächelnd) es kommt jetzt ſelten vor —
Im Spiegel ſchaue, nie bin ich der gleiche;
Bald reckt ſich's drin wie Jugendkraft empor,
Und bald, erloſch'nen Blicks, wie eine Leiche.
Ein andres Fühlen — alles ändert ſich.
Wer aber fühlt? Du kannſt nur ſagen: ich.

Und als er den Mörder Lorenzo wieder zu ſich gezogen hat, ſpricht er etwas, was Eckart mir gegenüber oft als *ſein* innerſtes Bekenntnis hingeſtellt hat:

Zwei Linien laufen gleichen Abſtands hin,
Um doch ſich im Unendlichen zu ſchneiden —
Was „gut" und „böſe" heißt, das ſind die beiden:
Getrennt und fremd ſich in der Welt des Scheins,
Im Ew'gen, in der Wahrheit aber — eins.

Zwiſchen dieſen überlebensgroßen Schemen taumelt der ſuchende, irrende Menſch, Lorenzo. Das Herz mit einer

großen Sehnſucht erfüllt und doch hingeriſſen zu Luſt und Begierde, zum Wahn, zum Drang nach Weltmacht. Die Begegnung mit Savonarola erweckt in Lorenzo einen Ekel an Liebe und an den Menſchen überhaupt, doch verſteht es Ahasver, in ihm, den um ſein Erbe Betrogenen, wieder allen Ehrgeiz emporzupeitſchen. Er zeigt ihm vom hohen Berge aus ganz Italien; ganz Afrika, die ganze Welt erſcheint vor ſeinen Blicken, als Ahasver ſpricht:

Da ſieh' hinaus! Wo kaum noch Menſchen wohnen
Hörſt du es dröhnen dort, dort am Äquator?
Die Syrier ſind es, d e i n e Legionen!
Und jetzt — der Jubel: macte imperator!

In dieſe dämoniſche Atmoſphäre tönt plötzlich die klare, leiſe Stimme der Veronika.

Der Dramatiker vermag die erwachende menſchliche Seele nicht anders darzuſtellen als mit Hilfe einer auftretenden Perſönlichkeit. So Goethe durch Gretchens letzten Geſang, ſo Ibſen durch Solveigs Lied, ſo Eckart durch das Lied der Veronika. Mitten im Wahn der Weltverſtrickung erwacht das eigentliche Ich des Lorenzo. Er reißt ſich los vom Verführer und ſucht Zuflucht bei der unberührten Veronika, d. h. bei ſeiner Seele. In weitere ſchwere Schuld verſtrickt, durch Mord befleckt, tritt Lorenzo dann vor Michelangelo. Der weiſt ihn zunächſt entſetzt ab, aber in tiefſtem Verſtehen aller Dinge zieht er ihn doch wieder zu ſich. Vor ſich hinblickend ſagt er dann:

Der Ahasver begegnet uns wohl allen —
Das eigene Sehnen iſt's nach dieſer Welt;
Nicht eher wird er in ſein Nichts zerfallen,
Als bis ſie ſelber in ihr Nichts zerfällt...

Der Schluß des Dramas iſt ganz ſymboliſch. Gleichſam das Ende, das in den letzten Verſen prophezeit wird. Der ewige Wille, Ahasver, iſt ermattet und ſucht auch — Ruhe.

Selbſt er — leidet. Lorenzo und Ahasver treffen ſich in der Kirche.

Lorenzo:

Schon wieder... Suchſt wohl auch ein wenig Ruh'?

Ahasver:

Weswegen ſoll ich nicht! Es iſt ja Nacht.

Lorenzo:

Und dann?

Ahasver:

Geht's wieder — (dumpf) meinem Elend zu.

Lorenzo:

Was ſprichſt du! Ein Mann von ſolcher Macht.

Ahasver:

Was nützt die Macht nur über Menſch und Dinge,
Solang ich nicht die Herzen mitbezwinge!

Lorenzo ſagt darauf in tiefer Verſunkenheit:

Wir alle müſſen erſt nach außen jagen,
Bevor wir finden, was wir finden ſollen.

Dann ertönt eine himmliſche Stimme, die Erlöſung des Menſchen:

Ewig leuchtet deine Seele
über alle Welten hin;
Irrtum iſt es, daß ſie fehle,
Doch der Irrtum iſt Gewinn.
Nie kann ihre Gnade ſchwinden,
Dunkelt noch ſo ſehr der Wahn —
Alle werden heimwärts finden,
Du, du haſt es längſt getan.

Lorenzo hat die Welt überwunden. Als äußeres Zeichen trifft ihn dann der Dolchſtoß. Die Erlöſung iſt eingetreten.

Das ſind die philoſophiſchen Vorausſetzungen des Dichtwerkes, dieſe wiederum ſind die Frucht eines langen, ringen-

den Lebens, das durch Höhen und Tiefen führte, aber nie des ewigen Lichts entbehrte, zu dem Dietrich Eckart jetzt eingekehrt iſt.

Vierter Abſchnitt

Eckart war alſo ein typiſches Beiſpiel eines Dogmatikers, und zwar eines Dogmatikers der ſpiritualiſtiſchen Seite. Eine abtaſtende Erkenntniskritik entſprach nicht ſeinem auf Gemüt erbauten Urteilsvermögen. Er blätterte wohl manchmal in Kant, lehnte es aber aus innerem Weſen ab, ſich zum wirklichen Studium einer allſeitig ausgebauten Philoſophie aufzuraffen. Ihm widerſtrebte auch die wiſſenſchaftliche Syſtematik auf anderen Gebieten, und alles, was nicht zu ähnlichen Ergebniſſen wie die Sileſianiſche Lehre gelangte, erſchien Eckart nicht tief und weſentlich. Ihm gewährte ſein Seelenglaube die letzte Befriedigung. Gerade weil Eckart die Schwelle erkenntniskritiſcher Betrachtung (die nicht nach Urſächlichkeit fragt) dogmatiſierend überſprang, war er trotz ſeines Kampfes gegen erſtarrte Kirchendogmatik und undeutſche Kirchendiplomatie ein manchmal bewußter, oft unbewußter Katholik. In ihrer „Symbolik" erblickte er als Dramatiker die gleiche Darſtellung überweltlicher Ideen bzw. Seelenwirklichkeit, wie in der Geſtalt des Peer Gynt (begleitet von ſeinem Seelenbildnis Solveig) und im „Lorenzaccio" (begleitet von der Veronika).

An dieſe Einſtellung ſchloß ſich eine beſondere Verehrung der Geſtalt Chriſti, die ſogar in rein politiſchen Aufſätzen immer wieder hervorbrach. Einer Geſtalt, der er tiefſte Weltenſchau und Erlöſungskraft zuſchrieb, an der er weniger ihr Wort an ſich liebte, als die ſeeliſche Richtung von ewig-

jüdiſcher Geſetzesgerechtigkeit weg zu einer inneren Neubewertung der Welt. Er glaubte in Jeſus eine Erkenntnis verkörpert, die die Löſung des Weſens menſchlicher Taten vorwegnahm: nicht das einzelne, nicht ein „Sündenfall“ entſcheidet, ſondern das „göttliche Licht im Gehirn“ (Peer Gynt), das durch alles hindurchſcheint. Oder eben nicht vorhanden iſt. Dann ſind auch „gute Werke“ zu nichts nütze.

So baute ſich denn Eckarts Weltanſchauung auf einer myſtiſchen Stimmung der Seele auf, gebändigt durch Anerkennung erdgebundener Geſetze im Glauben an ein Erwachen nach dem Traum auf dieſer Welt.

„Daß in unſerer herrlichen Sprache — die für uns dichtet und denkt — das Wort ‚faul‘ ebenſo Träges, wie Angefreſſenes, Angefaultes bezeichnet, iſt, wahrhaftiger Gott, kein Zufall. Die Schlafmützen, d. h. diejenigen, die das Wichtigſte auf der Welt, das Seeliſche, verſchlafen, ſind auch die Wurmſtichigen und umgekehrt. Sie dürfen wunder wie ſchlau ſein und damit Millionen verdienen — deshalb, ja gerade deshalb gehören ſie doch zu den Dummen, zu den bekannten Kamelen, die leichter durch ein Nadelöhr gehen, als daß ſie in das Himmelreich gelangen, in das Himmelreich einer wahren Perſönlichkeit nämlich; nur vom Schein zehren ſie, und kein noch ſo großes Geſpreize kann ſie dafür entſchädigen, daß ihnen ſelten oder niemals, wie es ſo treffend heißt, das Herz aufgeht zu einer großen, ſelbſtloſen Tat.“

„Die Weltordnung iſt eine moraliſche, keine intellektuelle, wie uns der Jude einzureden verſucht. Letzterdings findet nur der hingebende Sinn, nur das Gemüt ſeinen Lohn. Alles aber macht der Glaube. Keiner hat ihn, der nicht in ſich ein unzerſtörbares, ewiges Etwas empfindet. Wer das tut, und ſei es auch nur im tiefen Unterbewußtſein, der hängt nicht feſt am Nu ſeines Daſeins[2].“

Fünfter Abſchnitt

Zwei Eigentümlichkeiten fielen bei Dietrich Eckart als Dichter und Schriftſteller auf: die peinliche Sorgfalt der Arbeit, die manchmal geradezu ans Selbſtquäleriſche grenzende Genauigkeit des Schliffs, des Stils, des Rhythmus, und die gänzliche Ablöſung vom vollendeten Werk. Von ſeinem „Lorenzaccio" hat er einige Akte mehrmals ganz neu geſchrieben, ſelbſt bei gewöhnlichen politiſchen Aufſätzen wog er jeden Ausdruck ſorgfältig auf Klangfarbe und Konzentrationskraft ab. Gefiel ihm eine Arbeit für „Auf gut deutſch" nicht, ſo ließ er eher eine Nummer ausfallen, als daß er einen ihm als unvollendet erſcheinenden Aufſatz veröffentlichte. Kaum war aber z. B. der „Lorenzaccio" abgeſetzt, ſo atmete er ſichtlich auf, wehrte ſich ſogar gegen das Korrekturenleſen und machte — ſicher ein Phänomen unter den Dichtern — keinerlei ernſthafte Anſtrengungen, ihn aufs Theater zu bringen, ſo gern er ihn auch auf der Bühne verwirklicht geſehen hätte.

Dieſe Unbekümmertheit ſeinen Werken gegenüber hat es mit ſich gebracht, daß viele der beſten Gedichte Eckarts ſpurlos verſchwunden ſind. Freunde erinnern ſich, vieles Schöne in dieſer und jener Zeitſchrift geleſen zu haben. Eckart aber beſaß keine Belege mehr, und ſo iſt vieles rettungslos vergeſſen, verlorengegangen. Einiges konnte aber doch noch gerettet werden, und ſo manches Gedicht zeigt eine Form und einen Stimmungsgehalt, die es mit den ſchönſten Erzeugniſſen deutſcher Klaſſik aufnehmen können. Die ſchlichte „Widmung" z. B., die ich an die Spitze der kleinen Sammlung geſtellt habe, gibt in wenig Strichen Zeugnis nicht nur von tiefer Heimatliebe, ſondern vermittelt die ganze Atmoſphäre auch der Heimaterde Dietrich Eckarts. Als Seitenſtück ſei „Hoch ſteht der Mond" genannt, das überquillt von echteſter klangvollſter Poeſie. Vollkommen myſtiſch ſind die

„Ecce-deus"-Verſe, die in immer neuen Bildern und Wendungen die Nichtigkeit der Vorſtellungswelt dartun und zugleich einen ſtillverhaltenen Triumphgeſang der Seelenallmacht darſtellen. Hier wirkte offenbar Angelus Sileſius. Aber wie es plötzlich über ihn gekommen war, ſo verſtummte dieſe Notwendigkeit zur myſtiſchen Spruchdichtung wieder: Eckart ſchrieb die Strophen faſt in einem Zuge nieder — und dieſe Form war für ihn verbraucht. In anderer Weiſe taſtet er im formvollendetſten Gedicht „Legende" wieder an die Myſtik hinan.

Luſtiger Spott und rhythmiſch bewegte Natur zeigen auch die Gedichte vom „Fahrenden Geſellen", bildhaft eindringlich wird uns die Qual Verlaines vorgeführt, während die ſtärkſte Leidenſchaft in den vaterländiſchen Gedichten zum Ausdruck kommt. Klaſſiſch beherrſcht der „Bismarck", tiefſte Liebe in „Entſcheidung", Empörung und letztmöglichſter Aufruf in „Deutſchland, erwache"!

So ſtehen auch in den „kleinen" Erzeugniſſen Eckartſcher Dichtkunſt Zartheit und Kraft dicht nebeneinander, auch hier der Abglanz des ganzen Menſchen.

Wie dieſe Gedichte, ſo ſind (mit Ausnahme der „Peer-Gynt"-Nachdichtung) auch die anderen Werke Eckarts der breiten Öffentlichkeit unbekannt geblieben, und eine von fremden Kräften beeinflußte Bühne hat hier die bewährte Unterdrückungsmethode betrieben, ganz abgeſehen davon, daß einige Erſtlinge auch wirklich nur als dramatiſche Übungen angeſehen werden können. So z. B. die Luſtſpiele „Der kleine Zacharias", „Ein Kerl, der ſpekuliert" und „Der Erbgraf". Auch das längere Sommernachtsgedicht (1894), „Tannhäuſer auf Urlaub", welches eine Traumwanderung durch deutſche Städte zeigt (ſiehe Proben auf S. 124), wird man noch unreif nennen können. Eckart ſelbſt hat es ſpäter als nicht ganz gelungen bezeichnet, iſt es doch im Heineſchen

Rhythmus gehalten, etwas, was Eckart ſpäter ingrimmig gehaßt hat, wie den ganzen Heinrich Heine ſelbſt. Weſentlich tiefergehend ſind ſeine „Familienväter". Er nennt ſie eine „tragiſche Komödie", und tatſächlich ringen hier Humor und bitterer Ernſt miteinander inmitten eines überall und immer beſtehenden Lebensproblems. Es handelt ſich um Redakteure einer Zeitung, die ſich von ihrem Brotgeber alles bieten laſſen müſſen, weil ſie Frau und Kind zu Hauſe haben. Dieſes nicht zu ändernde Schickſal drückt jedem ſeinen Stempel auf, und der perfide Verleger verſteht es, ſeine Allmacht in glatter höhniſcher Weiſe fühlbar zu machen, die einen Schriftleiter zum Selbſtmord treibt. Nur einer wagt es, den Schuft einen Schuft zu nenen: ein noch Lediger. Hier wird eine ſoziale Frage rein menſchlich behandelt, die überall und täglich brennend iſt, und es iſt zweifellos, daß dieſes 1904 entſtandene Stück auch jetzt noch einen ſtarken Bühneneindruck machen würde. Da hier aber auch einige jüdiſche Geſtalten hineinſpielen, iſt es ausgeſchloſſen, die „Familienväter" heute auf eine deutſche Bühne zu bringen.

Wie ausgeführt, war ein echtes Drama in Eckarts Augen nur ein Erlöſungsdrama, alſo nicht ein theatraliſcher, ſondern ein innerer Vorgang, der im Zuſammenhang mit Dietrich Eckarts Weltanſchauung an tiefſte Fragen rührte. Den „Lorenzaccio" hat Dietrich Eckart als Konzeption faſt zwanzig Jahre mit ſich herumgetragen. Eine zaghafte Löſung verſuchte er aber ſchon im „Froſchkönig".

Hier wird das alte Märchen berührt, daß ein verwunſchener häßlicher Froſch ſich zur Höhe ſehne, aber nur durch den Kuß einer unerſchrockenen gläubigen Jungfrau erlöſt werden könne. Zwei ſich ſcheinbar widerſprechende Gedankenketten kreuzen ſich nun im Drama: zutiefſt liegt das Gefühl, daß in unſerem Sein als ſolchem ein nur metaphyſiſch erfaß-

barer Bruch liege, daß unſer *Da* ſein überhaupt eine Sünde, einen Fall darſtelle, wie es ja auch Calderon ausdrückt: die größte Sünde des Menſchen ſei, daß er geboren wurde. Nun aber antwortet auf dieſe Theſe die Seelenkraft, die ſich als autonom, als göttlich empfindet. Dieſen Willen läßt Eckart durch den Helden ſeines Stückes, einen Dieb großen Maßſtabes, der ſich doch hinausſehnt zum anderen Leben, folgendermaßen ausdrücken: „Ach, Fräulein, Sie wiſſen nicht, daß der Menſch ſein eigenes Werk iſt. So wie einer *iſt*, ſo hat er ſich *gewollt*, noch bevor er war. Ich gebe zu, das klingt ſehr unbegreiflich, aber es iſt nicht anders. Wie könnten wir uns ſonſt ſchuldig fühlen für das Böſe in uns! Denn nicht, was wir *tun*, ſchafft uns Reue —, nein, dafür können wir nichts; ſo wie wir *ſind*, müſſen wir handeln, unſerem angeborenen und unveränderlichen Charakter gemäß — aber, *daß* wir ſo ſind, daß wir gerade *dieſen* und keinen anderen, beſſeren Charakter haben, *gewollt* haben, daß wir ſo tief geſunken ſind, uns überhaupt in dieſes Daſein verlocken zu laſſen, dafür ſind wir verantwortlich und dafür müſſen wir früher oder ſpäter gerechte Buße zahlen.“

Und hier entſpringt dann das Erlöſungsproblem, beſſer die menſchliche Erlöſungsſehnſucht: „Das iſt die Frage — ob es möglich iſt, ſeinen Charakter von Grund aus zu ändern. Ich glaube es und würde es glauben auch ohne die Beiſpiele, die uns überliefert ſind. Wie könnte man ſonſt das Leben ertragen! Es *muß* eine Erlöſung geben, eine Gnade, die von außen kommt, nicht von innen — alle Religionen deuten darauf hin —“ Eine Erlöſung, wie die Erlöſung des Froſchkönigs im deutſchen Märchen ...

Man ſieht, wie ganz tief Eckart über die Rätſel der Seele nachgegrübelt hat. Im genannten Werk findet er keine Löſung, nur ein halb ironiſches, halb durch Schwäche der

Frau bedingtes Auseinandergehen. Man begreift aber auch, daß den Sucher ein Werk wie der „Peer Gynt" ſofort ergreifen mußte, iſt doch durch alles Barocke hindurch dieſes Drama durchaus auf den gleichen Ton geſtimmt. Eckart erſchienen alle bisherigen Überſetzungen des „Peer Gynt" ungenügend, das Weſentliche überſehend, zudem waren die loſen Szenen beim beſten Willen in der Originalfaſſung auf dem Theater nicht dramatiſch geſtaltbar. Er machte ſich alſo an eine Nachdichtung und Konzentration des ganzen Stoffes, indem er gegen die geſamte bisherige Auffaſſung des Peer Gynt auftrat, und namentlich in zwei Punkten die ſchiefen Meinungen richtigſtellte: Erſtens war Peer Gynt nicht der beſchränkte „typiſch-norwegiſche Bauernburſche", eine Verſpottung des Norwegers, ſondern ein germaniſches Problem wie der Fauſt; und zweitens war er kein Schwächling, ſondern ein Kraft- und Geniemenſch höchſter Potenz.

Peer Gynt erſcheint Eckart als ein ringender Held der Menſchheit überhaupt; gerade ſeine ſcheinbare Zweckloſigkeit ſchenkt ihm den Stempel des Genies, Zweckloſigkeit nämlich im Hinblick auf materielle Ergebniſſe des Lebens. Der Wille zum Unmöglichen, die Sehnſucht nach Vollkommenheit, dieſe Kennzeichen des Genialen, das ſei das Weſen des Peer Gynt. Das Genie kann deshalb tief fallen, aber ſein Letztes wird es nie preisgeben, wie Peer Gynt ſich auch von der Umklammerung der Trolle mit einem Ruck herauslöſt, als dieſe ihm den „rechten Blick" wegoperieren wollen:

Als Troll mein Lebtag herumzuſchlürfen,
Die Welt nicht anders betrachten dürfen,
Wie ſchielenden Blicks, mit hängender Lippe —
Nein, da verzicht' ich auf euere Sippe!

Die Aufführung der „Peer-Gynt"-Nachdichtung hatte im Königlichen Schauſpielhaus zu Berlin einen durchſchlagen-

den Erfolg, hatte Eckart doch auch die gesamte Bühnenausstattung nach seinen Wünschen geregelt. Der Eindruck war so stark, daß selbst die Theaterdirektoren von der Rasse mit „hängender Lippe" um des Kassenerfolges willen die Eckartsche Fassung des „Peer Gynt" aufführten. So hielt er seinen Siegeszug über die meisten deutschen Bühnen. Ein ganz großer Schlag. 1923 wurde Eckarts Nachdichtung auch von Schweizer Theatern übernommen. Daß sich zünftige Literaturgrößen und gewisse Kritiker sofort hämisch mit der Umdichtung befassen würden, war vorauszusehen. Eckart aber verstand es, ihnen die Zähne zu zeigen. In seinen Broschüren „Ibsen, Peer Gynt, der große Krumme und ich" und „Nochmals vor der Höhle des großen Krummen" rechnet er mit seinen Widersachern furchtbar ab. Diese sarkastisch-überlegenen Schriften zu lesen, ist ein wirkliches Vergnügen. Für das Verständnis der großen Dichtung aber schien ihm eine kurze ernste Ergänzung notwendig. So schrieb er seine „Einführung in Ibsens Peer Gynt" (S. 177). Sie sagt so viel, daß an dieser Stelle nichts mehr hinzuzufügen ist. Einige Auszüge aus Eckarts Nachdichtung (S. 158) geben einen kleinen Begriff von der Kraft Eckartscher Sprache.

Ehe Eckart einem ihn jahrzehntelang beschäftigenden Gedanken im „Lorenzaccio" die letzte Fassung gab, trat er zu Beginn des Krieges mit seinem „Heinrich VI." hervor, der Darstellung einer großen, so vielfach gedeuteten Gestalt. Abseits von üblichen romantischen Liebes- und Intrigenszenen will Eckart im jungen Hohenstaufen jenen Glauben an die göttliche Berufung des Deutschen Kaisers verkörpert sehen, der nicht nur Weltherrschaft beansprucht, sondern ihrer durch Schutz der höchsten Werte auch würdig sein möchte. Die Sprache erhebt sich mehrfach — besonders am Schluß — zu einem hohen Pathos,

der aber von tiefſter ſittlicher Bedeutung iſt, da auch der Deutſche Kaiſer den Sieg von oben nur für den Fall erfleht, daß er und ſein Volk den ſeeliſchen Werten am treueſten dienen. Dieſes Werk Eckarts namentlich iſt geeignet, alles Heroiſche in uns wachzurufen, eine Tatſache, die allein genügt, es von unſeren Bühnen auszuſchließen.

Mit dem „Lorenzaccio" ſchließt die dramatiſche Tätigkeit Eckarts. Der metaphyſiſche Untergrund dieſes Dramas, das, heute ſo gut wie unbekannt, fraglos zu den ſtärkſten Taten deutſcher Dramatik der Gegenwart und der Vergangenheit letzter Jahrzehnte gehört, iſt anfangs behandelt worden. Die Geſtalt des Mediceers Lorenzo, der um das Erbe von Florenz durch einen Emporkömmling, einen Sohn des Papſtes, gebracht worden iſt, trug Dietrich Eckart ſchon von 1898 mit ſich herum. Das Thema: ein edel geſinnter Nachkömmling, Künſtler, der zum brutalen Machtkampf um ſein Recht die Energie nicht mehr aufbringt, ſich inneren Fragen, Erlöſungsfragen, zuwendet, und doch Herr im Hauſe ſeiner Väter ſein möchte. Dies Thema vertiefte ſich dann nach und nach zur Darſtellung des ſuchenden, fallenden und doch zur Erlöſung eingehenden Menſchen überhaupt. Zwiſchen Gott und Dämon, Überwelt und Unterwelt ſteht Lorenzo Medici. Er hat Teil am Savonarola, am Ahasver, am Michelangelo, die als große Gleichniſſe ringender Welten ſeiner Seele jeweilig ihre Richtung beſtimmen, oder richtiger: die dann in Erſcheinung treten und zu wirken beginnen, wenn die Seele eine neue Umwandlung erlebt. Verwickeln ſich im „Froſchkönig" noch die Motive, tritt in ihm noch die Gnadenſehnſucht als eine weſentlich auf einen äußeren Akt bezogene Kraft hervor, um dem Gedanken ſeeliſcher Allmacht eben dieſe Gewalt abzuſprechen, ſo hat ſich im „Lorenzaccio" die Frage für Eckart dahin geklärt, daß dieſem inneren Komplex der Gemütskräfte, die wir doch als eine

einheitliche Seele empfinden, der Vorrang über die von außen kommende Gnade gebührt. So wird letzten Endes die Erlöſung zu einer Selbſterlöſung, wie denn auch jede Tat in ihrem Weſen erſt dann beurteilt werden kann, wenn alle ihre Beweggründe vor uns ausgebreitet liegen, d. h. wenn ſie aus dem ganzen Ich reſtlos gedeutet werden kann.

Lieſt man den „Lorenzaccio" aufmerkſam, ſo hat man namentlich am Ende das Gefühl, als mute Eckart einem Charakter zuviel zu, als ſpanne er ihn ſo weit auseinander, daß er zerfallen müſſe. Auf dieſen Einwand, den Eckart ſicher oft gehört hat, antwortete er dann immer lächelnd: Als Dramatiker leſe man nicht nur Buchſtaben, ſondern treibe bereits eine Theateraufführung im Kopfe. Der „Lorenzaccio" erfordere zweifellos einen erſtklaſſigen Schauſpieler, um ſowohl das Edle des Helden, als auch ſeinen Fall glaubhaft als von einem Zentrum herrührend darzuſtellen. Geſchehe das aber, ſo werde man keinen „Zerfall der Perſönlichkeit" erleben.

Zur größten Schande des deutſchen Theaters, insbeſondere aber der bayeriſchen Bühnen, muß geſagt werden, daß, während in- und ausländiſcher Kitſch ungehemmt zu Worte kommt, das große Drama Eckarts noch nirgends ſeine Aufführung erlebte. Bis über den Tod hinaus dauert der parteipolitiſche Haß. Eckart war zwar in erſter Linie Deutſcher, aber er hat ſtets ein warmes Gefühl für ſeine Heimat bewahrt. Bayern iſt außerdem an dramatiſchen Dichtern nicht reich. Hier erwächſt ihm nun eine ſeiner ſtärkſten Begabungen, ſchafft ein Drama, deſſen Sprache allein ſchon Muſik iſt und von einem Leben durchpulſt wird wie kein anderes zeitgenöſſiſches Werk, und da verweigert das Land Bayern ſeinem Sohn ſogar das Recht einer Uraufführung auf Bühnen, von denen die Molnars, Shaws und Genoſſen jahraus jahrein ſeichteſte Gedanken ins deutſche Volk verſtreuen.

Der 23. März 1928 iſt der 60. Geburtstag Dietrich Eckarts. Wird ſich niemand finden, der das Verſäumnis gutmacht und den „Lorenzaccio“ im Münchener Nationaltheater zur Aufführung bringt?

Der „Lorenzaccio“ war Eckarts letzte größere dramatiſche Arbeit; ſie wurde gerade vollendet, als die Novemberrevolte über Deutſchland kam. Seit dieſer Zeit ſteht die unmittelbar vaterländiſche ſchriftſtelleriſche Arbeit im Vordergrunde. Woche für Woche geht ein Heft von „Auf gut deutſch“ hinaus, Verbindungen werden angeknüpft, auf einer Verſammlung der Münchener Einwohnerwehr verlieſt Eckart ſein ſchönes Kampfgedicht „Geduld“, die Arbeit am „Völkiſchen Beobachter“ beginnt. Die große Zahl der Aufſätze hier nochmals abzudrucken iſt unmöglich. Sie alle zeigen den Charakter des erſten, „Männer!“, ſchneidend ſcharf, oft voll Spott, immer überlegen. Daneben entſteht eine große Anzahl kleinerer politiſcher Gedichte: über Lloyd George, die Parlamentarier, ſich ſteigernd zur „Entſcheidung“ und „Deutſchland, erwache!“. Drei Schriften über die Judenfrage vervollſtändigen dieſe politiſche Kampfarbeit: „Das Judentum in und außer uns“, „Das iſt der Jude“ und „Der Bolſchewismus von ſeinen Anfängen bis Lenin“. Dann kam 1923 die Zeit der politiſchen Verfolgung, die auf Eckart ſchwer laſtete, eine zunehmende Kränklichkeit, die ſpäter den Erregungen durch Schutzhaft uſw. nicht mehr ſtandhielt.

Das ganze Jahr 1923 trug ſich Eckart mit dem Plan eines großen Romans in Form einer Selbſtdarſtellung ſeines Lebens. Er ſkizzierte ihn mir mündlich mehrfach: das wilhelminiſche Berlin, humorvoll dargeſtellt durch ſeine vielen Typen, Kunſt und Literaturbetrieb, das Grollen des Krieges, der Beginn des inneren Freiheitskampfes. Aber Eckart verfügte nicht mehr über die innere und äußere Ruhe,

es fehlte die notwendige Beſchaulichkeit, um ſich ungeſtört in die Bilder der Vergangenheit vertiefen zu können. Dazu kamen ſpäter angeſichts des Inflationsverbrechens auch ſchwere geldliche Sorgen.

Bedenkt man, daß es bis auf heute an einem wirklich volkstümlichen und doch allen Anforderungen, die man an ein Kunſtwerk ſtellen muß, genügenden Roman fehlt, ſo bedeutet das Nichtvollenden des Eckartſchen Planes einen großen Verluſt. Er verfügte über die innere Überlegenheit, Leidenſchaft, und doch auch über jene Stilſicherheit, die den meiſten gutgemeinten, aber gerade in dieſer Hinſicht unzulänglichen literariſchen Schöpfungen mangelt. Ein epiſches Werk des reifen Alters zu ſchreiben, iſt Eckart alſo verſagt geblieben: er hatte ſich aufgerieben im Kampfe.

Eckart war zutiefſt und bewußt einſeitig Dichter. Ihm wurden äußere Bilder, Töne, Farben zu inneren Stimmungen, fügten ſich ein in ein weltanſchauliches, myſtiſches Erleben, welches ſeinem Weſen nach auf anſchauungsbares Sichverſenken hinauslaufen muß. Dies war eine künſtleriſche Beſchränkung der Eckartſchen Perſönlichkeit, aber zugleich auch die Vorbedingung für jene „verdichtende" Eindringlichkeit, die vor allem in den Rhythmen ſeines „Lorenzaccio" den Höhepunkt erreicht. Eckart liebte die Malerei deshalb weniger der Malerei als ihres poetiſchen, ſeeliſchen Gehaltes willen, wobei er u. a. eine große Verehrung für den Maler Edmund Steppes empfand und das Wirken ſeines Freundes Max Jaeper mit Intereſſe verfolgte. Mehrfach war ich mit ihm im Atelier des Erſtgenannten, wir fanden ihn vertieft in wunderbare Werke altgotiſcher Zeichenkunſt, oder an der Staffelei. Eine ſeeliſche myſtiſche Übereinſtimmung verband beide Künſtler: Während Eckart mitten im deutſchen Chaos ſeinen „Lorenzaccio" hergab „als kleinen Teil von dem, was wieder wird," ent-

ſtand im Atelier Edmund Steppes' der „Durchbruch des Lichts", ein der ſchreienden Öffentlichkeit unbekanntes, grandios-dramatiſches Landſchaftsbild, ein Werk (mit anderen) ſtärkſter Qualität. Auch die Stunde der Stillen im Lande wird noch kommen.

Obgleich Eckart mehrfach Kritiker in Bayreuth geweſen iſt und er für Wagner tiefſte Ehrfurcht hegte, wehrte er ſich gegen muſikaliſche Eindrücke, lehnte den Muſiker manchmal ganz ab, aus Gründen, die ſchließlich unerklärlich ſind wie alles Letzte einer echten Perſönlichkeit doch unerklärlich bleibt. Vermutlich genügte ihm der Rhythmus der deutſchen Sprache, die Muſikalität des Wortes. Ein ſchöpferiſcher Menſch beſitzt zur Wahrung ſeines Selbſt Abwehrinſtinkte auch gegen Nachverwandtes, die ein Außenſtehender nie ganz begreifen kann.

So war denn Eckart überall ein ſtarkes, bewußtes Ich, ein Ganzer auch im Irren, ein Großer im Geben, ein deutſcher Künſtler im ewigen Ringen. Von ihm kann man ſagen, was er ſeinem erſten Darſteller des „Peer Gynt" in München, dem Schauſpieler Maximilian Herbſt, ins Widmungsſtück des Werkes ſchrieb:

Im Fallen laufen,
Im Stürzen ſpringen —
Wie ſoll man's taufen?
Gelingen.

Sechſter Abſchnitt

Anfang Dezember 1918 verließ ich meine baltiſche Heimat, um in Deutſchland das meinige an der Aufklärung über Bolſchewismus und die zu ihm gehörenden Probleme beizutragen, hatte ich doch vieles perſönlich in Rußland mit-

erleben können. Ich kam nach München, ohne einen Menſchen zu kennen. Der „Zufall“ brachte mich mit einer baltiſchen Dame zuſammen, der ich von meinen Plänen erzählte. Sie teilte mir mit, daß ſie einen Menſchen kenne, der hier bereits einen ähnlichen Kampf begonnen habe, wie ich ihn vorhätte; er gebe zu dieſem Zweck eine kleine Kampfzeitſchrift heraus. Ich merkte mir Namen und Anſchrift. Am nächſten Tage ſprach ich bereits bei Dietrich Eckart vor. Mich empfing ein bärbeißig und doch freundlich dreinſchauender Mann mit markantem Kopf und charaktervollen Geſichtszügen. Er ſchob ſeine Hornbrille auf die Stirn hinauf und ſah mich forſchend an. Ob er einen Streiter gegen Jeruſalem brauchen könne? Er lachte: Sicher. Ob ich etwas Schriftliches habe? Ich ließ ein Vortragsmanuſkript und einige Aufſätze bei ihm. Bereits am nächſten Tage klingelte er in meiner Penſion an: Die Sachen gefielen ihm ſehr, ich möchte nochmals zu ihm kommen. . .

Seitdem waren wir faſt täglich beiſammen, und wenn die alte Schriftſtellerfaulheit über ihn kam, dann mußte ich oft mehrere Hefte ſeiner Wochenſchrift allein hintereinander ſchreiben.

Man vergegenwärtige ſich die Zeit Anfang 1919. Ein jüdiſcher Hetzer und Dokumentenfälſcher war bayeriſcher Miniſterpräſident geworden; während Deutſchland beſpien und geknechtet wurde, wagte dieſer Mann unſere Todfeinde in Paris als „große Patrioten“ zu loben; erklärte, wir hätten kein Anrecht, die deutſchen Kriegsgefangenen heimzufordern; trat auf nationalem Ehrgefühl mit ſeinen aus der Unterwelt und Galizien gekommenen Genoſſen herum. Die nationale Seite war faſſungslos, ehemalige anmaßend auftretende Größen verkrochen ſich in Maulwurfslöcher, niemand wagte es, offen gegen dieſe Diktatur des Untermenſchen aufzubegehren, die ſich nach Eisners Erſchießung zu einer räte-

republikaniſchen Verbrecherorgie auswuchs. In dieſer Zeit, da alle „Verantwortlichen" davongelaufen waren, trat ein deutſcher Dichter heraus und griff mutig hinein in das ſummende Weſpenneſt. Er rief nicht nur eine mehr oder weniger temperamentvolle Oppoſition hervor, ſondern ging mit wahrhaft mutiger Rückſichtsloſigkeit unmittelbar auf den Kern der Fragen ein. Sein erſtes Heft von „Auf gut deutſch" mit dem Leitaufſatz „Männer!" (ſiehe S. 233) wurde in 25 000 Stücken an alle irgendwie bekannten Perſönlichkeiten verſandt. Doch das Echo von dort war gleich Null. Die ſoeben von einer Verräterbande beſeitigten Herrſchaften empfanden die Sprache als „nicht vornehm genug", womit ſie nur ihre Feigheit zu bemänteln ſuchten. Andere ſchickten die Hefte voller Hohn zurück. Viele aber, dem politiſchen Leben bisher Fernſtehende, horchten doch auf, ſprach doch ein Mutiger das endlich aus, was Tauſende ſich nur unter vier Augen einzugeſtehen getrauten.

Wucher, Wucher, Wucher, rief Eckart gleich in den erſten Heften: der Wucher und ſeine Duldung hätten uns in den Abgrund geſtoßen; die Feigheit, mit den Schädlingen des Volkes abzurechnen, wäre es geweſen, die ſich bitter gerächt hätte. Der Bann aber, der über dem betrogenen Volke läge, könnte nur durch ein offenes Bekenntnis gebrochen werden.

Und das nahm der Dichter Dietrich Eckart auf ſich.

Er wußte, daß der Wucher des Einzelnen zurückgeführt werden mußte auf das ganze wahnſinnige Syſtem unſeres wirtſchaftspolitiſchen Lebens. Er wußte, daß im völkerausbeutenden Bank- und Börſenweſen die gerade noch faßbaren Urſachen der Zerſtörung unſeres Lebens lagen, und er wußte auch, daß die Tätigkeit dieſer Saugpumpen ſo gut wie identiſch war mit jüdiſcher Börſenpolitik. Die Leih- und Vermittlerinſtitute waren zu Herren der Welt geworden.

Gegen ſie als die plaſtiſchen Gleichniſſe unſerer völkiſchen Untreue mußte alſo zuerſt der Kampf aufgenommen werden, und trotz klarer Erkenntnis, daß dieſer Kampf ein politiſcher Machtkampf ſein würde, mußte auch das wirtſchaftliche Ziel klar ausgeſprochen werden. Eckart hat ſich nie ſonderlich für techniſch-wirtſchaftliche Fragen intereſſiert, aber das Grundſätzliche, die Vorausſetzung zur Löſung der ſozialen Frage hat er inſtinktiv erkannt und klar formuliert. Bereits im erſten Heft ſeiner Wochenſchrift ſagt er: „Kein Wort mehr wollen wir hören von ‚ängſtlicher Schonung' des deutſchen Wirtſchaftslebens, daß man nichts ſozialiſieren könne, weil kaum etwas da ſei, was zu ſozialiſieren wäre. Es iſt etwas da, und das muß dem Volk uneingeſchränkt nutzbar gemacht werden; und wenn ihr wirklich den Wald vor lauter Krüppelzeug nicht ſeht, ſo muß man euch mit den Naſen darauf ſtoßen, damit ihr wohl oder übel erkennt, wie wir zu unſerem Brennholz kommen — durch die Verſtaatlichung des geſamten Kredites!"

Unſere ganze finanziell-ſtaatliche Abhängigkeit von privaten Großbanken iſt ohne Frage die Folge der Anerkennung des liberal-plutokratiſchen Grundſatzes, daß der Staat von Privatbanken zinspflichtige Anleihen genehmigt erhalten könne. Während in Epochen ſchwerſter nationaler Not von Millionen das Opfer ihres Lebens rückſichtslos vom Staat gefordert wurde, verlegte ſich dieſer ſelbe Staat auf Bitten gegenüber den Finanzinſtituten, nahm ihnen nicht nur nicht das durch Spekulationen ergatterte Geld ab, ſondern garantierte vielmehr die Rückzahlung, ja ſogar Zinſen über Zinſen. Dieſe belaſteten den geſamten ſtaatlichen Haushalt, bedrückten das ganze Volk in Form direkter und indirekter Steuern, ſo daß die ſowieſo ſchon Leidenden noch die Laſt der Staatsſchulden gegenüber den Nutznießern ihres Elends zu tragen hatten. Dieſe ſoziale

Ungerechtigkeit, dieſer liberale Finanzwahnſinn hatte im Laufe der Jahrzehnte aus ſouveränen Staaten wirtſchaftliche Privatkonzerne gemacht, zu deren Angeſtellte die Parlamentarier und Regierungen herabgeſunken waren. Niederträchtige private Finanzgelüſte beſtimmen denn auch heute das Schickſal von 100-Millionenvölkern. Wollte der Staat wieder einmal ſouverän werden, ſo müßte ein Machtkampf um die Beherrſchung der Finanzzentralen als den Verſorgern der Volkswirtſchaft entbrennen, d. h. der Staat müßte ſein Herrſchaftsrecht über den geſamten Kredit verkünden. Es iſt das eine alte völkiſche Forderung, welche in folgerichtigſter Weiſe von Paul de Lagarde ſchon in den achtziger Jahren in Vorausſicht des kommenden Unheils vertreten wurde. Lagarde erklärte, daß ebenſo wie Poſt, Telegraph, Eiſenbahnen Einrichtungen ſeien, die *jeder* Bürger benötige, ſo auch das Kreditweſen. Der erzeugende Unternehmer dürfe alſo nicht privaten Gelüſten ausgeliefert werden, ſondern über dieſe habe eben das Gemeinweſen, der Staat zu wachen. Die Zeit war damals noch nicht reif für dieſe Erkenntnis. Erſt die ſogenannte ſozialiſtiſche Revolution, die angeblich aus dem antikapitaliſtiſchen Kampf der Arbeiter hervorgegangen war, öffnete Tauſenden über den Volksbetrug die Augen: *Herren* der deutſchen Demokratie wurden die Börſenjuden, die Revolte vom 9. November 1918 erwies ſich als eine Börſenrevolution. Sie krönte das Werk des liberalen Zeitalters. Aber auf der Höhe dieſes Sieges des jüdiſch-plutokratiſchen Gedankens erwuchs ihm ſein Todfeind: die völkiſche, nationalſozialiſtiſche Weltanſchauung.

Die Zinsſklaverei *aller* Völker iſt heute nahezu vollendet. Kein Land, das ſeinen Bankiers heute nicht mehr Geld ſchuldet als früher. Dieſe Länder aber können ſchon heute nicht mehr daran denken, *alle* Schulden zu tilgen,

die Anleihezinsen sind bereits so groß, daß alle Sklavenarbeit kaum ausreicht, um sie zu decken, geschweige denn das Kapital zurückzuzahlen. Nach jahrzehntelanger Fron werden die Schuldtitel nicht geringer, sondern *größer* sein. Gegen dieses unsittliche, alle völkische Selbstbesinnung und Selbstbestimmung knechtende System hat sich auch Dietrich Eckart gewandt und seine ganze Kraft in den Dienst der „Brechung der Zinsknechtschaft" gestellt.

Ich möchte hier nicht auf die letzten Konsequenzen dieser Theorie eingehen, *grundsätzlich* ist aber die Richtung des Weges die richtige, die einzig Rettung versprechende. Alles andere wird uns nur noch tiefer in die Maschen des goldenen Netzes treiben. Die Finanzdiktate von Spa bis zum Dawes-Gutachten sind ein einziger Beweis dafür.

Dies sah Dietrich Eckart schon im Frühjahr 1919 voraus. Er entwarf damals ein glänzendes, mustergültiges Flugblatt „An alle Werktätigen", in dem er die Fragen unseres wirtschaftlichen Elends auseinandersetzte. 100 000 Exemplare wurden hergestellt. Ich setzte mich mit Eckart zusammen in ein Auto, und wir warfen, durch die ganze Stadt fahrend, das erste völkische, im Wesen nationalsozialistische Propaganda-Flugblatt Münchens in die Menschenmengen. Am Stachus kam es zu einem größeren Auflauf, der zu einer kurzen Ansprache benutzt wurde, dann ging es weiter. Wie Eckart in seinen „Sturmtagen" es schildert, hat ihm dieses Flugblatt während der Münchener Räterepublik, als er von Rätematrosen verhaftet wurde, vielleicht das Leben gerettet.

Die gleiche Arbeit wurde dann in Wort und Schrift fortgesetzt. Als die Räterepublik erklärt wurde, wogte ganz München durch die Straßen, erregte Gruppen protestierten gegen die Gewalt. Mich hielt es auch nicht länger, und ich erzählte vom Mariendenkmal am Rathausplatz einer viel-

tauſendköpfigen Menge vom Wahnſinn des Bolſchewismus in Rußland und von den Verbrechen ſeiner Führung. Es kam zu erregten Äußerungen, aber es war alles zu ſpät. Die Krankheit ging ihren Gang. Jedoch auch die kämpfenden Kräfte des Widerſtandes fanden ſich nach und nach in der Erkenntnis und im gemeinſamen Willen.

Mit welcher Folgerichtigkeit Eckart ſich in den Dienſt der für grundſätzlich richtig erkannten Sache ſtellte, beweiſen folgende Sätze aus „Auf gut deutſch“ (5. Juli 1919): „Mit welchen Ausreden ſie gleich bei der Hand ſind, alle dieſe großen und kleinen Staatsmänner der Gegenwart, wenn nur ein Sterbenswörtchen von der Brechung der Zinsſklaverei aufs Tapet kommt! Die ganze Weltwirtſchaft würde zugrundegehen, jammern ſie faſt tränenden Auges. So ſoll ſie zugrundegehen, und iſt nicht ſchade drum! . . . Oder iſt man wirklich der blödſinnigen Meinung, Millionen unſerer Beſten ſeien ins Grab geſunken, zu keinem andern Zweck, als daß es mit der Fraßgier beim Alten bliebe? Zeichen und Wunder geſchehen, aus der Sintflut will ſich eine neue Welt gebären, jene Phariſäer aber greinen um elende Notgroſchen! Die Befreiung der Menſchheit vom Fluche des Goldes ſteht vor der Türe! Nur darum unſer Zuſammenbruch, nur darum unſer Golgatha! Heil iſt uns Deutſchen widerfahren, nicht Jammer und Not, ſo arg wir's auch jetzt empfinden. Nirgends auf Erden ein anderes Volk, das fähiger, gründlicher wäre, das Dritte Reich zu erfüllen, denn unſres!“

Da es nun augenſcheinlich war, daß die eigentlichen Herren des die Welt heute regierenden Goldes Juden waren, auch hier ſymboliſch die ganze Materialiſierung unſeres Lebens kennzeichnend, ſo war der Kampf gegen dieſe Raſſe auch auf wirtſchaftspolitiſchem Wege eine Notwendigkeit, die Eckart ebenfalls mit derſelben Leidenſchaft begann, die ihn

dann in den Kreis der Nationalſozaliſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei führte, deren getreuer Eckehart er bis zu ſeinem Tode geblieben iſt.

Siebenter Abſchnitt

Zu gleicher Zeit etwa, als Dietrich Eckart in München den Kampf begann, ganz allein auf ſich ſelbſt geſtellt, bildete ſich in der gleichen Stadt ein anderes Zentrum des Widerſtandes, eine Bewegung, welche heute berufen iſt, die Freiheit des deutſchen Volkes zu erkämpfen: die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei. Entſtanden war ſie aus einem kleinen Kreis ſehend gewordener Arbeiter, die vom Naheliegendſten, von den Sorgen des Alltags, ausgingen, um nach und nach zu tieferen Einſichten über das Weſen der ringenden Kräfte in der Weltpolitik zu gelangen. Sie ſahen, daß ein furchtbarer Wucher das Volk zerfraß, ſie ließen ſich aber nicht mehr durch die marxiſtiſchen Führer von den wahren Schuldigen ablenken, ſondern ſuchten durch die jahrzehntelange Lüge hindurch die Wahrheit, die ſie dann auch in der Tatſache entdeckten, daß der Marxismus nicht etwa das Wucherſyſtem der Weltbanken bekämpfte, ſondern im Gegenteil an ihm teilnahm, ja, es durch Ablenkung auf die Landwirtſchaft und produktive Induſtrie unmittelbar unterſtützte. Dieſe Einſichten wuchſen zum Grundſätzlichen und Weltanſchaulichen hinan, als Adolf Hitler in den Kreis der kleinen Schar trat und aus ihr nach und nach den Kerntrupp der deutſchen Freiheitsarmee ſchuf, wie er es im erſten Band ſeines Werkes „Mein Kampf“ geſchildert hat.

Und wie Gleiches Gleiches ſucht und findet, ſo fand die Deutſche Arbeiterpartei auch zu Dietrich Eckart. Dieſer war tief innerlich froh, inmitten ſo vieler Feigheit auf einen ernſten deutſchen Willen zu ſtoßen und ſtellte ſich, der deut-

ſche Dichter, dem deutſchen ringenden Arbeiter zur Verfügung. D. h. er tat etwas, was die dazu berufene nationalpolitiſche Intelligenz Deutſchlands ſeit Jahrzehnten zu tun pflichtwidrig unterlaſſen hatte. In einer ganz kleinen, beſcheidenen Verſammlung hielt Eckart ſeinen erſten Vortrag, las ſeine „Familienväter" vor; in weiteren, ſchon etwas größeren Veranſtaltungen entwickelte er ſeine Gedanken über das ſchöpferiſche Weſen der deutſchen Arbeit, das heute mißachtet, von fremdem Geiſt der Ausbeutung überwuchert werde, aber doch darauf warte, zu hellem Selbſtbewußtſein geweckt zu werden. Ich ſehe noch die dankbaren Geſichter vor mir, die jene erſten Zuhörer zeigten, die Freude, von einem „jenſeits von ſich" dieſe ehrlichen warmen Worte zu hören. Dietrich Eckart hatte ſich ſchnell die Herzen aller erobert; ſeine rückſichtsloſe Offenheit auch in andern Dingen verſchaffte ihm dann ebenfalls ſehr bald die nötige Autorität in der heranwachſenden Bewegung, zu deren geiſtigem Aufbau er ſo viel beigetragen hat.

Seinen Leſern gegenüber trat Eckart unbekümmert um vieles Kopfſchütteln ſofort für die neue Gründung ein. „Auf gut deutſch" iſt ſomit die erſte Zeitſchrift der nationalſozialiſtiſchen Bewegung geweſen, ein Ruhmestitel, den erſt eine ſpätere Zeit ganz würdigen wird. Als ihr „oberſtes Ziel" nannte Eckart den „Zuſammenſchluß aller unſerer Hand- und Kopfarbeiter auf großdeutſcher und nur deutſcher, d. h. rein völkiſcher Grundlage, alſo aller derjenigen deutſchen Blutsgenoſſen, die ihr Leben mit Arbeit, ganz gleich, mit welcher, aber ſtets mit redlicher, auszufüllen trachten und eigentlich ſchon dadurch bekunden, daß ſie auch in jeder andern Hinſicht der deutſchen Weſenheit zu dienen vom ganzen Herzen entſchloſſen ſind"[3].

Und nach einer Bekräftigung, daß die neue Bewegung vor all den geprieſenen „Politikern" nicht den geringſten Re-

ſpekt habe, nicht daran denke, den „Abſchaum der Menſchheit als wunder wie erleuchtete Staatsmänner" gelten zu laſſen, bekannte er: „Nur eines betreibt die Deutſche Arbeiterpartei, und betreibt es, ſeit ſie beſteht, mit dem gleichen leidenſchaftlichen Nachdruck, und dies eine — wie nenne ich es nur? — es gibt keinen Namen dafür, es läßt ſich nur fühlen; auf jeden Fall iſt alles darin enthalten, was die Begriffe Offenheit, Redlichkeit, Selbſtloſigkeit, verſtärkt durch den Begriff Deutſchheit, in ſich bergen. Von dem ſchmählichen Glauben, daß das Leben zur Luſt da ſei, von dieſer echt jüdiſchen Luſtſeuche, will ein Unfaßbares in den Maſſen ja ſchon lange los; der ‚Himmel auf Erden' zieht nicht mehr recht, und wäre es auch nur, weil er trotz aller Verſprechungen in immer weitere Ferne rückt. Gegen die große Lüge hat ſich heimlich der große Verdacht erhoben. Unzählige lechzen, nein knirſchen nach Wahrheit. Aber wer da glaubt, ohne ein zureichendes Kraftgefühl und Bekennermut ſie gewinnen zu können, der täuſcht ſich gründlich. Was trägt denn die Schuld an dem chaotiſchen Brodeln der Maſſen? Die aus der Selbſtſucht entſprungene Waſchlappigkeit unſerer oberen Schichten gegenüber dem Blutſaugertum einer beſtialiſchen Schacherwelt. Seit Jahrzehnten widerſtandslos dem jüdiſchen Geiſt zur Beute überlaſſen, empfand die Menge zuletzt nur mehr in ihm die herrſchende Macht, die Macht überhaupt, und ging mit dem Lügner, ja, mußte ihm folgen, weil nur, wo Stärke ſich zeigt, die Hoffnung gedeiht, außer ihm aber nichts mehr vorhanden war, woran ſich das haltbedürftige Volk zu klammern vermocht hätte. Nun liegen die Dinge zwar ſo, daß die Maſſen auch dem Juden zu mißtrauen beginnen, aber abwenden werden ſie ſich nicht eher von ihm, als bis ihnen eine andere, eine höhere Kraft entgegenſtrömt,

jene ſeeliſche, an deren Unerſchrockenheit der große Krumme ſeinen Meiſter findet."

Mit dieſen ſchönen Worten iſt das Grundgefühl glänzend gekennzeichnet, welches die Nationalſozialiſtiſche Deutſche Arbeiterpartei von Anfang an beſeelte und auch durch alle Menſchlichkeiten heute noch trägt im Kampf gegen alle deutſchfeindlichen Gewalten. Aus dieſer einzigartigen Einſtellung folgte für Eckart aber nicht nur die rückſichtsloſe Bekämpfung des Geſamtmarxismus, ſondern auch eine klare Scheidung von den Pſeudonationalen: „Wer ſich um die Judenfrage drückt, der iſt mein Feind, und wenn er in gerader Linie von Hildebrand und Hadubrand abſtammt. Bis aufs Meſſer bekämpfe ich ihn, um ſo leidenſchaftlicher, je ſchamloſer er das nationale Mäntelchen achſelt. Jeder ausgeſprochene Jude iſt mir da lieber; man weiß im vornherein, wie man mit ihm daran iſt. Aber zu tun, als ob, und immer bloß zu tun, als ob, und mit all dem Humbug ſeinen ganzen Anhang, eine Unmenge wertvoller Kampfkräfte, auf das tote Geleiſe ſchieben, ſei es auch aus lauter Hoſenangſt, ich wüßte nicht, was unſerem Volkstum ſchädlicher wäre. Streberſeelen, weiter nichts, ſo das richtige Freſſen für die jüdiſchen Drahtzieher des Freimaurerbundes.

„Ich bitte dich, Freundchen, laß das Gealber!
Du biſt und bleibſt nur ein Lauer und Halber.
Das taugt nicht zu Engeln, das taugt nicht zu Teufeln:
Kein Grund zu jubeln, kein Grund zu verzweifeln;
Nicht ſelige Luſt, nicht zu Tode erſchreckt,
Verärgert, da haſt du's, der ganze Effekt."

heißt es im „Peer Gynt". So oft dieſem Gelichter etwas in die Quere kommt, wovon ſie auch nur die geringſte Beeinträchtigung ihrer Heldenrolle befürchten, iſt ſchon die ſauertöpfiſche Miene da; und ſo laufen ſie herum, bald wie ſtrahlende Operntenöre, bald wie die finſterſten Leichenbitter."

Wer erkennt nicht in dieſer Zeichnung jene Nationalen wieder, die vor ihren Wählern, auf Regimentsfeiern und Reichsgründungstagen mit voller Lunge für das Vaterland zu kämpfen verſprechen, dann aber in Berlin beim Wink etwa des „Generals" Dawes und ſeiner „Sachverſtändigen" wie die Taſchenmeſſer zuſammenklappen? Sie ſagen dabei weder ja noch nein, ſondern zu einer Hälfte ja, zur andern nein. Dieſe Halbheit iſt es, die wie ein Krebs an unſerem Volkskörper frißt, wertvolle Kräfte zermürbt, annagt, zerſtört. Dietrich Eckart hatte hier bis auf den Grund der Seele geſehen: von d a iſt keine Rettung zu erhoffen. Es herrſchte dort genau derſelbe Geiſt, der ganz unmittelbar den Sieg des Chaos am 9. November 1918 ermöglichte.

Kein Wunder, wenn Eckart zuerſt Hochachtung zu Hitler empfand, dann dieſe „Zornesader der Deutſchen Arbeiterpartei" aufrichtig verehrte und alle Kraft daran ſetzte, die junge ringende Bewegung zu unterſtützen und bei gutwilligen deutſchen Menſchen einzuführen.

1923 konnte die Partei den „Münchner Beobachter" kaufen, ehemals ein kleines Sportblatt, das wöchentlich erſchien, dann in völkiſche Hände übergegangen war und nun unterm Titel „Völkiſcher Beobachter" die erſte nationalſozialiſtiſche Zeitung wurde. Um die Werbekraft dieſes Blattes zu ſtärken, gab Eckart zum Leidweſen vieler ſeiner Leſer „Auf gut deutſch" auf, führte deſſen Freundeskreis dem „Völkiſchen Beobachter" zu, deſſen Leitung er dann auch übernahm. Nun begann der Kampf auch in der Tagespolitik. Mit aller Schärfe. Hier nun zeigte es ſich aber, daß Dietrich Eckart doch im Weſen ein D i c h t e r war, d. h. ein Menſch, der w a r t e n mußte, bis ſich im Innern etwas neu zu regen beliebte. Eine methodiſche, auf den Glockenſchlag abgeſtellte Arbeit war ihm ein Greuel, ſo daß ich ihn von allem Anfang an oft vertreten mußte. Dann kam wieder ab und zu

eine große Energie über ihn und er veröffentlichte in solcher Stimmung glänzend geschriebene, stilistisch prachtvoll abgerundete Aufsätze oft von beißender Schärfe, wobei er namentlich die verlogene Presse, jenes Vergiftungswerkzeug der Feinde Deutschlands, gebührend kennzeichnete. Als z. B. Hitlers erste Kundgebung im Münchner Zirkus auf dem Marsfelde vor 5000 Besuchern stattfand und diese Presse jene wirklich deutsche Abwehr totschwieg, schrieb Eckart grimmig: „Der bayerische Ministerrat erließ bekanntlich gegen das Tanzen während der letzten Tage des Faschings ein strenges Verbot. Meines Erachtens hätte er nur das Pressefest verbieten sollen. Nach so vielen Jahren Entbehrung wäre dem Volk das bißchen Tanzen ruhig zu gönnen gewesen. Jedem im Volk, wer es auch war, meinetwegen noch jedem Raubmörder und Leichenschänder. Nur nicht diesem Zeitungsgelichter, um alles in der Welt nicht diesem Zeitungsgelichter!"

Womit Eckart natürlich nicht die ehrlichen deutschen Journalisten meinte, sondern jenes internationale Pressegesindel, welches das deutsche Volk seit Jahrzehnten bewußt belügt, entsittlicht, betrügt. Dem geknebelten guten deutschen Schriftsteller hat er gerade in den „Familienvätern" ein rührendes Denkmal gesetzt.

So wuchs denn auch unter Eckarts geistiger Einwirkung die N.S.D.A.P. über kleine Anfänge zu einer immer größer werdenden Volksbewegung heran. Das Jahr 1923 brachte hier einen entscheidenden Wendepunkt.

Die glorreiche Regierungskunst der Rathenau bis Wirth, Cuno und Stresemann hatte Deutschland von einer Unterwerfung zur andern geführt, und während der Feind mitten im Lande stand, wurde das Deutsche Reich von Männern geführt, welche die nationalaktiven Verbände verfolgten und die gleichen Organisationen auflösten wie der französische

General Degoutte im Rheinlande. Das anläßlich des Todes Rathenaus, eines Juden, durchgebrachte ſog. Geſetz zum Schutz der Republik wütete gegen die deutſche Oppoſition, während die Levis und Genoſſen ungeſtraft den nationalen Widerſtand im Ruhrgebiet, in der Pfalz verraten durften. Unterdeſſen fiel die deutſche Mark von Tag zu Tag und die „wirkungsvolle Maßnahme der Inflation“ („Frankfurter Zeitung“) beraubte das ſchaffende Deutſchland ſeines geſamten Sparvermögens, „tilgte“ alle inneren Schulden, um der Erfüllungspolitik die Möglichkeit zu geben, dem Feinde die Tribute zahlen zu können. Und inmitten dieſes brodelnden politiſchen und wirtſchaftlichen Chaos gediehen der Wucher und die Spekulation noch mehr als früher. Schamlos wie niemals zuvor wurde deutſches Weſen verhöhnt, frech und zügellos raubten marxiſtiſche Führer und demokratiſche Börſenmänner eine große Nation aus... Sie leben noch heute ungeſtraft, **herrſchen** ſogar dank der unbegreiflichen Verblendung irregeleiteter, ſkrupellos belogener Millionenmaſſen.

Auch nach Eckart langte das Geſetz zum Schutz der Republik. Er hatte zu Karikaturen über Fritz Ebert einige humorvoll-ſatiriſche Verſe gemacht. Das genügte, um die Republik, die gegen das tägliche Anſpucken ſeitens unſerer Feinde mit immer erneuter Betonung der ſogenannten Pflicht zur Reparation antwortete, ins Wanken zu bringen. Eckart erklärte hierauf, er weigere ſich, das ihm deutſchfeindlich und ſelbſt vom Standpunkt der Weimarer Verfaſſung als unzuläſſig erſcheinende politiſche Ausnahmegeſetz anzuerkennen. Er werde ſich freiwillig dem Leipziger Tribunal nicht ſtellen. Eckart zog ſich deshalb inkognito ins bayeriſche Gebirge zurück und die nationale Stimmung war dank der Arbeit der N.S.D.A.P. damals ſo ſtark in Bayern, daß man ſich nicht gerade übermäßig bemühte, ſeiner habhaft zu werden.

In einem kleinen Häuschen in der Nähe Berchtesgadens, betreut vom Großen Göll, verlebte Eckart nun den letzten Sommer seines Lebens. Trotzdem ihn ab und zu Freunde besuchten, lastete das Bewußtsein des Verfolgtseins auf dem Manne, der es mehr als andere empfand, welche Schande es für ein Volk bedeutete, Männer, die sein Bestes wollten, verfolgen zu lassen, aber ruhig zuzusehen, wie die Schädlinge wucherten und in bester Freundschaft mit Regierungen lebten, ja, wissen zu müssen, daß inmitten eines nie dagewesenen Elends der Reichskanzler Wirth es abgelehnt hatte, das Vermögen überführter Volksausbeuter beschlagnahmen zu lassen. Die schlechten Triebe im deutschen Volke waren hochgeschlagen, es vollzog sich etwas, was Eckart einmal 1923 beschrieben hatte:

„Gleiches will zu Gleichem — ein ebenso tiefer wie nieversagender Satz. Das vollzieht sich instinktmäßig mit der Sicherheit eines Uhrwerkes. Wer im innersten seines Herzens überwiegend auf irdische Lust eingestellt ist, den drängt es unwillkürlich zu dem, dessen Durchschnittsstreben ebenfalls nach zeitlichem Glück geht; und er fühlt sich zu ihm hingezogen, auch noch dann, wenn der Gegenstand seiner Neigung bereits die unausbleiblichen Folgen dieser materialistischen Grundrichtung durch ein Übermaß von Fäulnis offenbart. Daher kommt es, daß die breite Masse des Volkes, die als solche, d. h. als kompakter Haufe, so recht die träge Materie verkörpert, immer und ewig mit skrupellosen Glücksjägern vom Schlage Erzbergers sympathisiert, trotzdem sie dergleichen als ihre Ausbeuter empfindet. Aus demselben Grunde hält sie aber auch zum Judentum, zu diesem Nonplusultra weltlichster Gesinnung, und geht mit ihm, wenn nicht eine starke Hand sie daran hindert, über Leichen[1]."

Die „starke Hand", nach der Eckart verlangte, regte sich endlich nach mühevollem Ringen um die Seele des Volkes

am 8. November 1923. Wie ein Schrei der Erlöſung zitterten in dieſer Nacht die Drahtberichte über die Errichtung einer nationalen Diktatur durch Deutſchland, der Morgen des 9. November fand Millionen in ſpannender Erwartung des Signals, um im ganzen Reiche die alte Ehrenfahne gemeinſam mit dem Hakenkreuzbanner zu entrollen. Die Hoffnung zerbrach. In der Nacht war ein Verrat geſchehen: Männer, Offiziere, die in die Hand Hitlers und Ludendorffs verſprochen hatten, ein Deutſches Reich wiederaufrichten zu helfen, gingen über zu den dunklen Kräften der Vergangenheit. An der Feldherrnhalle in München fielen um die Mittagszeit des 9. Novbr. 1923 Männer unter deutſchen Kugeln, die jahrelang von franzöſiſchen verſchont worden waren. Die ſchwarze Reaktion triumphierte über die deutſche Erhebung, dem vaterlandsloſen Marxismus und der jüdiſchen Hochfinanz aber räumte der bayeriſche Staat die letzten Hinderniſſe auf dem Wege zur reſtloſen Finanzverſklavung hinweg. . . Und das kam ſo.

Als der Einfluß Hitlers im Laufe des Jahres 1923 ſelbſt die Herrſchaft der Bayeriſchen Volkspartei zu überflügeln drohte, als Wehrverbände ſich ihm im Kampf anſchloſſen, da tat die Regierung einen gewagten Schritt: um dieſe völkiſche Front zu zerſchlagen, ſetzte ſie den Dr. von Kahr als ſog. Generalſtaatskommiſſar ein, angeblich mit diktatoriſchen Vollmachten. Dieſer, vom nationalen Bürgertum fälſchlich als „bayeriſcher Bismarck“ verehrte Mann verpflichtete ſich die ſog. Vaterländiſchen Verbände, die Polizei, das Wehrkreiskommando, bayeriſche nationale Vereine, um Hitler zu iſolieren oder ganz in die von der Bayeriſchen Volkspartei gewünſchte Front hineinzuzwängen. Um ſich beliebt zu machen, wurde die Bayeriſche Reichswehr nur auf Bayern verpflichtet und das Republikſchutzgeſetz für null und nichtig erklärt. Darüber hinaus ſprach man offen vom

„Marſch nach Berlin", aber die Zeit verging und man getraute ſich nicht, den Sprung zu wagen. Hier ſetzte Hitler ein. Und anſtatt ihm jetzt zu helfen in einem Beginnen, welches doch in der gleichen Linie lag, ging man hin und fiel ihm in den Rücken. Die Geſchichte dieſer Tage iſt noch nicht geſchrieben. Es wird die Zeit noch kommen, in der man alles wird ſagen können.

Nach der Nichtigerklärung des Republikſchutzgeſetzes kam Dietrich Eckart wieder nach München. Er war etwas gealtert, müder geworden. Sein Humor blitzte ſeltener als zuvor, und wenn er ſich im Bewußtſein der neuerlangten Freiheit auch wieder wohler fühlte, ſo ſah er doch peſſimiſtiſch in die Zukunft. Er veröffentlichte im „V. B." einen Aufruf an Dr. von Kahr, doch h a r t zu werden, jedoch ohne den inneren Glauben an den Charakter des Generalſtaatskommiſſars. Er lebte im Kreiſe guter Freunde, abſeits vom politiſchen Tageskampf. Ich ſah ihn nur ſelten, erſt in der Nacht vom 8. auf 9. November waren wir wieder froh. Es dauerte nur eine kurze Zeit. Als ich ihn ſpät nachts traf, ſagte er: Wir ſind verraten.

Am Morgen lag dieſer Verrat klar zutage, die Truppen des „Staats" beſetzten die Straßen, nur vom Kriegsminiſterium wehte noch die ſchwarzweißrote Fahne.

Am Vormittag traf ich mit Eckart auf der Redaktion des „Völkiſchen Beobachters" zuſammen.

Etwa um ½12 Uhr fuhren wir von der Schriftleitung zum Bürgerbräu, d. h. zum Standquartier Hitlers. Auf dem Odeonsplatz, an der Kreuzung von fünf Straßen, ſtand ein grauer Panzerwagen der uns jetzt feindlichen Reichswehr, an der Reſidenz der Wittelsbacher patrouillierten Soldaten. Als ich am Standquartier Hitlers und Ludendorffs ankam, hatten ſich die Kolonnen ſchon gebildet. Ludendorff drängte zum Abmarſch und ſetzte ſich mit Hitler an die Spitze.

In breiter Front ging es in die Stadt, bejubelt von ganz München. Vom Rathaus flatterten die ſchwarzweißrote und die Hakenkreuzfahne; die Hauptſtraßen waren bunt von Flaggen wie noch nie. Bald bogen wir in die Reſidenzſtraße ein. Vor uns gingen zwei Oberländler und ſchwenkten die ſchwarzweißroten Fahnen. Etwa hundert Schritt vor der grünen Schützenkette mit Maſchinenpiſtolen zerbrach ein Fahnenſchaft. . . Wir kamen näher. Die erſte Linie der Polizei ſenkte die Gewehre. Dann fiel ein Schuß, gleich darauf ſetzte ein Geknatter ein. Der rechte Fahnenträger ſank zuſammen, bedeckt vom ſchwarzweißroten Tuch. Hitlers Begleiter erhielt vier Schüſſe, im Fallen zog er Hitler mit ſich mit einer Kraft, daß dieſem der Arm aus dem Gelenk ſprang. Ludendorff war aufrecht durch die Ketten gegangen. Die Polizei ſchoß nicht nur von vorn auf den Zug: Auch aus der Reſidenz ertönten Schüſſe und über mir vom Seitenflügel der Feldherrnhalle ſchoſſen Maſchinenpiſtolen ihr Blei auf den Aſphalt und in Menſchenleiber . . . Scheubner, der geſchäftsführende Leiter der Kampfverbände, war vorgeſprungen: Schießt nicht auf Ludendorff! Eine Kugel fuhr ihm durch die Bruſt, er war ſofort tot. Ein anderer ſprach mit blutendem Munde: „Ihr Hunde habt auf Schwarz-Weiß-Rot geſchoſſen" — und ſtarb. Auf den Stufen der Feldherrnhalle liegen Verwundete, von mehreren Schüſſen durchbohrt; neben ihnen ſteht, ſeiner nicht mehr mächtig, der wuchtige Oberſtleutnant Kriebel und ruft: „Ihr Schufte habt Hitler und Ludendorff erſchoſſen . . .!" Hauptmann Goehring wälzt ſich, ſchwer verwundet, der Mauer der Reſidenz zu. Parteigenoſſe Körner iſt neben mir durch Kopfſchuß getötet . . .

Von unſerer Seite wurde auf das Schießen geantwortet. Hitler richtete ſich auf: Aufhören! Es war zwecklos . . . Die Tragödie iſt aus. Ich gehe zurück. Quer über den Bürger-

ſteig liegt ein Parteigenoſſe. Eine Kugel hat ihm die Hirnſchale abgeriſſen. Das warme Hirn quillt rauchend heraus. Er atmet noch leiſe ſeine letzten Atemzüge.

Ein Auto hat Hitler aufgegriffen und fährt ihn langſam über den Platz vor dem Nationaltheater. Er iſt totenbleich. Hinter ihm liegt ein blutender Knabe in den Armen eines Arztes. Auch ein Opfer des „Staates".

Das ſonſt ſo ruhige München iſt in wildeſter Empörung. Zehntauſende hören die Proteſtreden von den Stufen des Nationaltheaters, vaterländiſche Lieder ertönen; Polizei und Reichswehr werden mit leidenſchaftlichen Ausdrücken empfangen. Alte Männer treten vor, reißen den Rock auf und rufen: Stoßt doch zu! Trupps der ihres Führers beraubten Nationalſozialiſten ziehen durch die Straßen. In der großen Halle des Hauptbahnhofes werden zündende Reden gehalten, das Hitlerlied geſungen . . . Der „Generalſtaatskommiſſar" und ſeine Genoſſen „ſiegten" über das Volk. Die Pikenreiter ſprengten zwei Tage lang auf den Bürgerſteigen mit vorgehaltenen Lanzen umher und Dutzende von Frauen aller Kreiſe wurden von der Polizei blutig geſchlagen. Dann kam eine verzweifelnde Ruhe über München. Ein Anlauf zu Deutſchlands Befreiung war zuſammengebrochen.

Kahr, General Loſſow uſw. wollten — im Ziel — angeblich dasſelbe wie Hitler: Einen auf völkiſcher Grundlage ruhenden Nationalſtaat. Aber der 9. November 1923 iſt zum Beweis geworden, daß ſie das Ziel ebenſowenig begriffen haben, wie ſie ſich zu den Mitteln bekannten, mit denen ſie (wie ſich vor Gericht herausſtellte) in einer Weiſe hantiert hatten, daß ein Mißverſtändnis ausgeſchloſſen ſchien. Sie „wollten" auch eine Beſeitigung des heutigen Syſtems, aber in ihnen lebte jene für unſere reaktionären Kreiſe typiſche Beſchränktheit der Anbetung des bloßen Amtes und hoher

Würden. Die „Exzellenz" war ihnen mehr wert als eine von einer ſehnenden Volksmenge emporgehobene „nicht-exzellente" Perſönlichkeit. Sie empfingen zwar Hitler, den unangenehmen Mann, ſie hatten nichts gegen ſeine Arbeit, aber nur ſolange er ſich dem „Staat", d. h. den gerade regierenden exzellenten Herren, eingliedern wollte. Der ſelbſt nach einem Putſch im März 1920 aus dem Bett geholte und als Miniſterpräſident eingeſetzte Ritter von Kahr war 1923 zur unantaſtbaren Verkörperung des „Staates" geworden. Nur wußte man nicht, ob er, der Herr Generalſtaatskommiſſar, oder die Regierung Knilling Bayern beherrſche. Herr von Kahr, der früher mit der Sozialdemokratie regieren wollte, war der grimmigſte „Marxiſtentöter" geworden und verlas lange, von andern Leuten verfaßte Reden als „ſeine" grundlegenden ſtaatspolitiſchen Bekenntniſſe. Herr von Kahr war zu klein, um das Programm der Bayeriſchen Volkspartei zu verwirklichen; er war zu klein, um die beanſpruchte diktatoriſche Gewalt völkiſch auszuüben; er war zu klein, um über den Horizont eines Durchſchnittsbeamten hinausſehen zu können. Es reichte bei ihm nur zum — Zurücknehmen ſeines Wortes und Händedruckes. Er war ſogar ſo klein, daß er nach dem „Sieg" zuſammenbrach, trotz der Maſchinengewehre und Panzerwagen. Seine Größe reichte nur bis zu Polizeiſchikanen.

Keiner der drei „Staatserhalter" vom 9. November 1923 hatte im entfernteſten verſtanden, worum heute der Kampf geht. Sie ſind die Vertreter des alten Regimes, das während des Krieges die Sturmzeiten ebenſowenig erkannt hatte wie das Ringen von heute. Ihnen waren ſelbſt nach dem 9. November 1918 die Augen nicht aufgegangen. Sie haben auf die neuen Fragen einer grollenden Gegenwart keine wirklich erlebten neuen Antworten gefunden und waren zu klein, ſich einer großen Idee zur Verfügung zu

ſtellen. Auf dieſes Urteil der Geſchichte brauchen wir nicht zu warten, es iſt ſchon heute einmütig geſprochen. Vom Volk natürlich, nicht in den Kreiſen der Kahr und Genoſſen.

Am 9. November 1918 brach ein Deutſchland zuſammen, deſſen faule Stützen das gute Alte nicht mehr zu tragen vermochten. Am 9. November 1923 zeigte es ſich, daß ſelbſt die Fundamente (Offizierswort!) dieſer Stützen verfault waren. Die völkiſche, nationalſozialiſtiſche Freiheitsbewegung ſchied ſich am 9. November 1923 endgültig von pſeudovölkiſcher Hohlheit — ſie hat die Rieſenarbeit übernommen, auf neuen Grundlagen ein Haus zu bauen und aus dem Schutt der Vergangenheit das heute begrabene Schöne herauszulöſen und ihm in neuer Form eine Heimſtätte zu ſchaffen.

Die große Welle war zuſammengeſunken. Die Führer tot, verhaftet oder von der Polizei verfolgt. Ich traf mich in den nächſten Tagen noch öfters mit Eckart, um zu beraten, wie die Freunde zu neuer Arbeit zuſammengefaßt werden könnten, da an eine Organiſierung der zerſprengten und unter Zuchthausandrohung verbotenen N.S.D.A.P. unter gegebenen Umſtänden nicht zu denken war. Dann erfolgte Eckarts Verhaftung.

Er wurde vom „nationalen" Herrn von Kahr eingeſperrt, nicht weil gegen ihn ein Verfahren eingeleitet werden konnte, ſondern einfach, um ihn überhaupt unſchädlich zu machen. „Schutzhaft" nannte man dieſe Methode. Und ſo wurde denn der freiheitsliebende Menſch, der nichts anderes verbrochen hatte, als für ſein Volk zu ſtreiten, der opferte, was er irgend entbehren konnte, um dieſem Volk zu helfen, er wurde eingeſperrt und ins Gefängnis Stadelheim bei München geſchleppt. In der Zelle 304, die auch ich ſpäter wegen „Beleidigung" bayeriſcher ſenſibler Behörden ſechs Wochen anſchauen durfte, ſaß der jetzt ſchon ſchwer kranke Mann. Zwar trug ihn auch hier ein grimmiger Humor

über die Erbärmlichkeit der Welt hinweg, aber es fehlte natürlich nicht an Stunden der Verzweiflung und des Zornes. Aus einer ſolchen Stunde des Grolles ſtammt ein Gedicht, das Eckart am 21. November 1923 niederſchrieb:

Blödes Volk! Du ſchmähteſt jeden,
Der ſich treulich um dich mühte,
Mit gotteslästerlichen Reden
Lohnteſt du auch Hitlers Güte,
Grunzteſt, als die Phariſäer
Hinterrücks ihn niederzwangen.
Aber nun kommt der Hebräer,
Dein Gebieter kommt gegangen!
Peitſchenhiebe um die Ohren,
Über's Maul, nicht zu vergeſſen —
Für das Sklavenjoch geboren,
Denkſt du ja nur noch an's Freſſen!
Gott ſei Dank, was Hitler plante,
Wurde je ihm abgegraben,
Und ihm blieb erſpart die Schande,
Dich, du Pack, befreit zu haben!

So ſpricht nur ſchwerverwundete Liebe.

Als ſchließlich der Zuſtand Eckarts ſich zuſehends verſchlimmerte, da hielt man es hinter den Stacheldrähten des Regierungsgebäudes zu München doch für geraten, ihn freizulaſſen. Eckart wohnte darauf bei treuen Freunden. Ich traf ihn dort eines Abends. Er lag im Bett, wir ſchüttelten uns die Hände. Der Händedruck war matt. Trotz des Verſuches, zu lachen und eine humorvolle Bemerkung über ſeinen Zuſtand zu machen, hinterließ Eckart den Eindruck eines alten Mannes ... Er freute ſich auf Berchtesgaden, wo er ſich wieder erholen wollte. Eine Woche ſpäter erfuhr ich, daß unſer Dietrich Eckart dort am 26. Dezember 1923 plötzlich an einem Herzſchlag geſtorben war.

Jetzt wölbt ſich zwiſchen den Bergen ſeiner bayeriſchen Heimat ſein Grabeshügel, betreut von ſeinen Freunden, ein

Stück Erde, an welches Tausende in Deutschland denken, wenn vielleicht auch noch nicht sehr viele wissen, welch ein tapferes Herz in der Brust des Mannes geschlagen hat, der dort begraben liegt. Auch er gehört zu den Märtyrern der deutschen Freiheitsbewegung. Und e r hat auch ihr Kampflied gedichtet:

Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet, daß Funken zu sprühen beginnen,
Judas erscheint, das Reich zu gewinnen,
Läutet, daß blutig die Seile sich röten,
Rings lauter Brennen und Martern und Töten.
Läutet Sturm, daß die Erde sich bäumt
Unter dem Donner der rettenden Rache.
Wehe dem Volk, das heute noch träumt,
Deutschland, erwache!

Sturm, Sturm, Sturm!
Läutet die Glocken von Turm zu Turm!
Läutet die Männer, die Greise, die Buben,
Läutet die Schläfer aus ihren Stuben,
Läutet die Mädchen herunter die Stiegen,
Läutet die Mütter hinweg von den Wiegen.
Dröhnen soll sie und gellen, die Luft,
Rasen, rasen im Donner der Rache.
Läutet die Toten aus ihrer Gruft,
Deutschland, erwache!

Die Worte „Deutschland, erwache!" leuchten eingewirkt auf den Standarten der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, das (von Hans Ganser vertonte) Kampflied aber ertönt schmetternd auf jedem Parteitag der Bewegung, wenn sich alljährlich immer mehr und mehr Männer im braunen Hemd zum Appell zusammenfinden.

Und so l e b t denn Dietrich Eckart im wahrsten Sinne noch weiter. Wie einst seine Werke nach Vertreibung des Otterngezüchts auf die deutschen Bühnen kommen werden, so

trägt uns auch die Sehnſucht, daß die Standarten mit ſeinem Rufe „Deutſchland erwache!“ einſt emporflattern über allen deutſchen Landen. Dies iſt Dietrich Eckarts Sehnſucht auch geweſen, für dieſes Ziel hat er gekämpft und gelitten.

Von ſeinen Worten begleitet wird einſt erſtehen das echte Deutſche Reich, der erſte wahrhaftige Deutſche Nationalſtaat.

Alfred Roſenberg.

Gedichte und Sprüche



Dietrich Eckarts Geburtshaus in Neumarkt i. d. Oberpfalz
(Gezeichnet von Albert Reich, München)

Widmung

(An einen Jugendfreund aus der Oberpfalz
Kunſtmaler Albert Reich in München.)

Freund, wo unſere Wiege ſteht,
Liegt der Acker voller Steine.
Wenn der Winter dort vergeht,
Fordert ſchon der Herbſt das Seine.
Hart die Menſchen wie der Boden.
Aber auch die kleinſten Triebe
Sind dort nicht mehr auszuroden,
Weder Wurzelwerk noch Liebe.

Fahrender Schüler

„Es muß nicht immer die Heimat ſein,
Man kann das Glück auch erwandern!
Leb' wohl, mein Mädel, und tröſte dich fein
An Herz und Mund eines andern!
Er wird dich ſchmücken nach deinem Sinn
Mit goldenen Bändern und Borten . . ."
So ſprach ich lachend zu ihr und bin
Ein fahrender Schüler geworden.

Nun klingt meine Fiedel durchs ganze Land
Und ſpringen die Kinder im Städtchen.
Allüberall finde ich offene Hand
Und überall zärtliche Mädchen.
„Du, ſchöne Wirtin, ſchenke mir ein
Und laß nur das heimliche Winken,
Umſonſt nicht perlet der funkelnde Wein,
Man muß ihn auch koſten und trinken."

Am Brunnen ſteht eine kichernde Schar,
Da täten wohl alle mir taugen . . .!
Iſt eine darunter mit lockigem Haar
Und ſchelmiſch blitzenden Augen.
Wie mich ihr roſiger Mund gemahnt
An längſt vergangenes Lieben . . .
Ich wollte, ich trüge ein Edelgewand
Und wär' in der Heimat geblieben.

Die Heimat[5]

Biſt ſo lang herumgezogen
In der weiten Welt allein,
Und des Lebens wilde Wogen
Brachen ſtürmiſch auf Dich ein.

Jetzt nun ſtrebſt Du krank und müde
Aus der Fremde heimatwärts,
Voll Vertrauen, daß der Friede
Dorten einzieht in Dein Herz.

Weißt Du nicht, daß nur dem Glücke
Lacht der Heimat Sonnenſchein?
Doch verfolgt von dem Geſchicke,
Wirſt Du doppelt elend ſein!

Unter der Linde

Unter der Linde das alte Haus
Schaue nach Jahren ich wieder:
Blühende Äſte ſtrecken ſich aus
Wie ein großer, duftender Strauß,
Winken ſo heimlich hernieder.

Hoch am Dache in ſicherer Hut
Zwitſchern munter die Staren;
„Liebe Geſellen, ich kenne euch gut,
Über das Meer in ſonniger Glut
Sind wir zuſammen gefahren!

Freudig habe ich euch geſchaut
Flatternd oben im Winde —
Grüßet die Heimat, ſo rief ich laut,
Grüßet mein Liebchen hold und traut,
Grüßet die rauſchende Linde!“

Nun bin ich hier und ſchlürfe ein
Trunken den köſtlichen Frieden:
„Saget, ihr Wandergeſellen mein,
Seid ihr die einzigen ganz allein,
Die Willkommen mir bieten?“

Der verlorene Sohn

Der Abend dämmert, und vor'm Fenſter flüſtert
Der Wind noch einmal haſtig und verſtohlen,
Die letzte Flamme im Kamin verkniſtert,
Kein Laut ſonſt mehr, als nur mein Atemholen!
Das iſt die Zeit, wo gerne durch die Räume
Auf leiſen Schwingen geht der Geiſt der Träume.

Sein Zauber ſtimmt die Menſchenherzen milder,
Der Wahn zerrinnt, der ſie noch kaum durchglühte —,
Und eine Reihe liebevoller Bilder
Enthüllt ſich ihrem innerſten Gemüte.
Was uns die Wirklichkeit nicht kann beſcheren,
Vermag ein Traum mitleidig zu gewähren.

So trug er denn auch mich auf ſeinen Flügeln —
— Wohin? — Das weiß ich ſelber nicht zu ſagen:
Tief unten ſah ich blaue Meere ſpiegeln
Und ſchlanke Palmen hoch zum Himmel ragen,
Ein heißer Windhauch meine Stirn umſpielte,
Als ich den Boden unter'n Füßen fühlte.

Halb ſchwindlig noch von meiner raſchen Reiſe
Hob ich den Blick — jedoch, was mußt' ich ſehen?
Ein Jüngling kniete dort vor einem Greiſe,
Die Hände ringend wie in heißem Flehen,
Und laut erklang's in ſchmerzbewegtem Tone:
„Vergib, o Vater, dem verlornen Sohne!"

Der Alte aber bog ſich zärtlich nieder,
Um zärtlich ihn an ſeine Bruſt zu legen,
Und küßte weinend ihn und immer wieder,
Dann eilten ſie dem nahen Dorf entgegen,
Der Jüngling wankend in des Vaters Armen,
Ein ſchönes Bild von Hoffnung und Erbarmen!

Vor einem Hauſe blieben ſtehen beide
— Es war das ſchönſte mit von allen Bauten —
Der Alte aber rief in heller Freude
Zum Tor hinein mit übermächt'gen Lauten:
„O kommt und hört die froh'ſte aller Kunden,
Ich habe meinen lieben Sohn gefunden!"

Da ſtürzten aus den Augen mir die Tränen,
Heiß fühlte ich mein Blut zum Herzen wallen,
Und es ergriff mich namenloſes Sehnen,
Als müßt' auch i ch dem Greis zu Füßen fallen,
Als müßt' ich flehentlich den Ruf erheben:
„Vergib auch mir, ſo wie Du ihm vergeben!"

War mir es doch, als hätte ich vor Jahren
Schon oft geſchaut die Züge jenes Alten,
Als hätte e r dort mit den Silberhaaren
In ſeinen Armen einſt mich ſchon gehalten,
Als wäre dies die eigne Heimaterde
Und ich der Sohn, der endlich heimgekehrte!

Es war ein Traum! Im tiefen Dämmerlichte
Find' ich mich wieder einſam und alleine,
Nichts bleibt mir übrig von dem Traumgeſichte
Als nur die Tränen, die ich ſchmerzlich weine.
Ja nur ein Traum vermag uns zu gewähren,
Was uns die Wirklichkeit n i ch t kann beſcheren!

Bismarck

(Am 100. Geburtstag Bismarcks 1. April 1915.)

Glorreich Vollendeter! Bismarck! Dein heiliger Name,
Nie noch ſtand er ſo groß vor Deinem Volke wie heut!
Unter dem Donner der Not erwuchs zu Eiſen der Same,
Den Du, ahnenden Sinnes, uns in die Herzen geſtreut.

Ehern die Kraft und der Mut, und ehern zum Sieg unſer Wille,
Ehern der Glaube in uns an die unſterbliche Tat.
Siehe, Verklärter, herab aus Deiner ſeligen Stille,
Segne die Ernte der Zeit, wie Du geſegnet die Saat!

Das Alpenkorps

(Aus: „Gegen Italien mit dem Deutſchen Alpenkorps." Ein Erinnerungswerk von Albert Reich, Text von Prof. Dr. Karl Reich, Frühjahr 1918.)

Im Krieg geboren, ehern wie der Krieg,
Durchzog es ſeine ungeheure Bahn;
Und wo es ſchritt, dröhnte empor der Sieg,
Und wo es ſchied, war Ewiges getan.

Die Dolomiten ſahn die Bataillone —
Vergebens ſtieg zum Himmel Firn an Firn —
Und Serbien ſah ſie: jäh entglitt die Krone
Der feigen Stirn.

Hört ihr es brauſen über Frankreichs Erde?
Fleury und Thiaumont — hört ihr den Aar?
Da ſprach das Alpenkorps ſein großes „Werde",
Und ſieh — die Breſche war!

Ein Blitz — und die ſich ſchon als Sieger wähnen,
Geſchlagen flüchten ſie im erſten Sturm:
Die Fahne flattert über den Rumänen
Am Roten Turm.

Und wieder Frankreich, fragt am Wasgenſteine,
Man kennt auch dort den heißen Wetterſtrahl.
Vorbei. Ein neuer Kampf. Rumänien, weine!
Dein letzter Halt zerbricht im Putnatal.

Auch dies vorüber. Endlich ſchlägt die Stunde,
Die Sühne für den ſchmählichſten Verrat.
„Italien!" geht's im Korps von Mund zu Munde
Ein Ruck — hernieder flammt die Tat.

Die Wellen des Iſonzo gingen träge,
So viel des Blutes floß mit ihnen hin . . .
Dank, Alpenkorps, für deine Keulenſchläge!
In dir lebt deutſche Kraft und deutſcher Heldenſinn.

Deutſche Warnung[6]

Ein jeder hat ſein eigenes Gepräge,
Um deſſentwillen er Beachtung fände,
Auch wenn er noch ſo geiſtesarm und -träge,
Auch wenn er noch ſo haltlos vor uns ſtände;
Denn was ihm zugehört im tiefſten Kerne,
Und wär' es wie ein Keim ſo unentfaltet,
Iſt wert, daß alle Welt es kennen lerne,
Weil keine Ewigkeit es neu geſtaltet,
Dies Wunder, dran ſich tauſend Wunder klären.
Da aber ſetzen Hochmut ein und Lüge,
Und ſo, als ob die Menſchen Puppen wären,
Verwiſchen ſie die ſtaunenswerten Züge,
Indem ſie deren Schlichtheit grell bemalen —
Nun ſeht die meiſten Menſchen, wie ſie's treiben,
Wie töricht ſie mit fremdem Weſen prahlen,
Wie alles, was ſie denken, reden, ſchreiben,
Nur leerer Schein iſt, keiner Seele nütze;
So wirft ein Kind die erſte Frühlingsblume,
Das Sinnbild ſeines Weſens, in die Pfütze
Und wählt ſich ein Stück Glas zum Eigentume . . .
Auch du, mein deutſches Volk, erlagſt dem Scheine;
Dein hoher Mut, wo iſt er? In der Goſſe.
Das Fremde, noch dazu das hundsgemeine,
Iſt Vorbild dir, es iſt dir Weggenoſſe.
Bacchantiſch läßt es dich zum Abgrund raſen,
Als ob der leid'ge Satan ſelbſt dich triebe,
Du aber jubelſt all die Lügenphraſen
Von Freiheit, Gleichheit, Völkerbund und -liebe.
Vergebens ſuchſt du a u ß e r dir das Große
Beſinne dich! Es geht ins Bodenloſe.

Lettow-Vorbeck

Er ſteht und hört es an, und ſein Geſicht
Wird Stein,
So ſagt man wohl, verlöſcht als wie ein Licht,
Und Ähnliches. Nicht Worte dürften's ſein
Aus unſrer Welt, denn dieſe reichen nicht,
Um auszudrücken, was in ihm ſich regt . . .
Die Linke auf den Säbelgriff gelegt,
Die Blicke abgewandt, in weite Ferne,
Ins Nächtliche gebohrt, wo alle Sterne,
Die ſonſt ſo tröſtlichen, zu flüchten ſcheinen,
Als wie gejagt,
Mit ſolcher Eile, daß die Hoffnung keinen,
Auch nicht den letzten mehr zu halten wagt,
Erſchreckt vom Schrei der nahen Finſternis —
So ſteht er da und hört das Unfaßbare,
Woran nur eines wahr iſt und gewiß:
Das Ungewiſſe, das Unmöglich-wahre . . .
Und hört, und hört, und denkt an all die Jahre,
Die vier, die vier mal vier — wer kann ſie zählen? —
Die Ewigkeiten, die vorüberſchlichen
Und immer neuen Ewigkeiten wichen,
Um durch Aeonen ſich ſo fortzuquälen;
An ſie nur denkt er, nicht ans Werk der Waffen —
O welche Waffen! Roſtig jeder Stahl,
Geſchütz, aus altem Eiſenrohr geſchaffen,
Und dennoch Wehr und Trutz dem Belial;
Und die ſie trugen — Tod, wohin ſie ſtarrten,
Im Buſch, im Wüſtenbrand, bei Tag und Nacht,
Und immer nur ein Hetzen, Schleichen, Warten,
Und immer Kampf nur mit der Übermacht;

Und nie die Möglichkeit der Rettung, nie,
Jahraus, jahrein dem Untergang geweiht;
Und wo die Sehnſucht nach der Heimat ſchrie,
Kein Echo, k e i n e s, all die lange Zeit;
Und jedem Fieber, jedem Gift zum Raube,
Die Zunge lechzend, wie verdorrt die Hand;
Und doch — und doch — der f e l ſ e n f e ſ t e G l a u b e
A n s V a t e r l a n d!
Er ſteht und ſtarrt . . .

An Lloyd George & Co.

Ihr habt geſiegt, das ſtimmt wohl ohne Frage,
Doch ſolche Siege gibt's auch anderswo:
Der Wurm im Holze ſiegt ſo alle Tage,
Und im Getreide ſiegt die Larve ſo.
Die Milbe ſiegt ſo über Blumenkelche,
Der rote Roſt ſo über Erz und Stahl,
Es ſiegen Hund und Luchs ſo über Elche,
Und über Hirt und Herde der Schakal.
Ihr habt geſiegt, ihr „Helden lobebären",
Die halbe Menſchheit gegen uns allein —
Beim Himmel, wenn wir auch nicht Deutſche wären,
Wir möchten deshalb doch nicht Briten ſein!

Grünewalds Altar[7]

Gebt ihn zurück in ſeines Domes Dunkel;
Dort wirkt er, nicht wo ſich die Neugier reckt,
Erſt wieder dann, wenn zärtlich das Gefunkel
Der Kirchenfenſter ſeine Glut erweckt.

Verirrt ſich dann ein Feind in jene Mauern,
Und haßt er uns auch bis zum jüngſten Tag,
In ſeiner Seele Grund wird er erſchauern
Vor dem, was deutſche Innigkeit vermag.

Am Siegestor[8]

Laßt die Glocken, laßt die Fahnen.
Jeder weiß, an was ſie mahnen.
Sie verdüſtern nur die Mienen
Derer, die den Schmuck verdienen,
Und in ihrer Bruſt der Gram
Wird noch obendrein zur Scham.
Jene aber, die frohlocken . . .
.
Laßt die Fahnen, laßt die Glocken.

„Uns iſt in alten Mären ...“

Da ſprach Herr Hagen von Tronje: Tretet an die Wand!
Laßt keine Brände fallen auf eurer Helme Band!
Tretet ſie mit Füßen tiefer in das Blut!
Es iſt ein übles Feſtgelag, wozu die Königin uns lud.

Die ſchöne Frau weinet ſich ihre Augen rot;
So ſoll ſie es denn hören: jawohl, ich ſchlug ihn tot.
Und wäre er geweſen rein wie der Sonnenſtrahl,
Des Leides hätt' er viel gebracht uns Nibelungen allzumal.

Daß er durch Reckenhände verlor den lichten Leib,
Darob mag bitter klagen Herr Etzel und ſein Weib.
Zu geifern und zu winſeln, es iſt ihr gutes Recht,
Nur richten ſoll uns nimmer der Heunen tückiſches Geſchlecht!

Der König[9]

Es trieb ihn fort, den alten Mann,
Zum fremden Volk in letzter Stund';
„Nur fort!" war alles, was er ſann,
„Nur nicht daheim — — —!" Ein tiefer Grund.

Wo alles Königliche ſchwand,
Kann auch der König nicht beſtehn:
Das Schickſal führt ihn außer Land
Und läßt ihn wie ein Licht vergehn.

Gleichnis

Wenn einſt aus ſeiner Aſche
Der Vogel Phönix ſteigt
Und königlichen Fluges
Die Kraft der Schwingen zeigt,
Dann wird man nicht begreifen,
Daß dieſer ſtolze Aar,
Daß dieſer Sturmbezwinger
Ein Haufen Kehricht war.

Hoch ſteht der Mond!

Hoch ſteht der Mond. Mit ſeiner lieben Glut
umkoſt er die verſchwenderiſchen Blüten,
indes der Wald in ſchwarzen Schatten ruht,
die ſein Geheimnis unbeweglich hüten.
Wohin du hörſt, kein Lied, kein Menſchenlaut,
wohin du ſchauſt, nur atemloſe Ruh –
O Sommernacht, wie biſt du mir vertraut,
wie zauberſchön, o Sommernacht, biſt du!

Nicht Tod, nicht Leben, rätſelvolles Sein,
ein Traum vielleicht, und doch mit wachen Sinnen —
ins Unermeſſ'ne ſchwebt mein Geiſt hinein
und kehrt ſich unermeßlich reich nach innen.
Was längſt verfiel, ſteigt auf wie neu belebt,
was werden wird, geſtaltet ſich zum Licht.
Vergangenheit und Zukunft, eng verwebt,
ſie ſtehn vor mir, ein heiliges Gedicht!

Verweile, Glück! Kein Flecken mehr, kein Leid —
verſunken liegt des Lebens Laſt und Lüge;
die Seele zieht durch die Unendlichkeit
und zeigt dem reinen Licht die reinen Züge.
Iſt ſie ein Stern? Von Himmelsglut ein Glanz?
Geblendet ſchließe ich die Augen zu — —
O Sommernacht, trinkſt meine Seele ganz,
o Nacht der Reinigung, wie ſchön biſt du!

Traum und Wirklichkeit

Wenn die Abendwinde wehen
Durch die linde Sommernacht
Und die Sternlein leuchtend gehen
Ihre Bahnen voller Pracht,
Wenn melodiſch in den Bäumen
Klagt die Nachtigall ihr Leid:
Dann von ſeinem Lieb zu träumen,
Welch' geheime Seligkeit!

Aus den Büſchen, aus den Zweigen
Flüſtert ihre Stimme bald,
Und wir ſehn hervor ſich neigen
Ihre zärtliche Geſtalt.
Iſt ein Kichern und ein Koſen
Um den Träumer ganz und gar,
Und die längſt geſchloſſ'nen Roſen
Duften doppelt wunderbar.

Doch weit ſchöner iſt's im Stübchen,
Wenn es draußen ſtürmt und ſchneit,
Zu verplaudern mit dem Liebchen
Stundenlang die Dunkelheit.
Wenn des Ofens Glut ihr mählig
Einen Schein ums Köpfchen webt,
Und das Herz von Liebe ſelig
Und von Liebe trunken bebt,

Dann die kleine Hand zu drücken,
Welch' ein wonniger Genuß,
Immer näher ihr zu rücken
Und zu rauben Kuß um Kuß:
Tut ſich da nicht durch die Räume
Auf ein Himmel licht und weit,
Und was ſind die ſchönſten Träume
Gegen ſolche Wirklichkeit?!

Im Walde

Die Sonnenlichter funkeln
Im dunkeln Tannenwald,
Der Wildbach rauſchet leiſe,
Und eine Amſel ſchallt.

„Hörſt Du den Vogel ſingen?
Er ſingt ſo ſtillvertraut,
Ein jeder Ton iſt Liebe
Und Sehnſucht jeder Laut.“

„Nur Deine Stimme hör' ich
Und keinen Vogel dort,
Von Sehnſucht und von Liebe
Klingt mir ein jedes Wort!“

„Siehſt Du im weichen Mooſe
Sprühen den Sonnenſchein?
Das glitzert und das glänzet
Wie tauſend Edelſtein!“

„Ich ſehe nicht das Glänzen
Und nicht der Sonne Glut,
Ich ſehe nur Dein Auge,
Das leuchtend auf mir ruht!“

„Fühlſt Du nicht jenen Frieden,
Der ſich herniederſenkt,
Als hätte ſeine Schritte
Gott durch den Wald gelenkt?“

„Ich fühle nicht Gottes Nähe
Im Walde weit und breit,
Ich fühle nur Deine Liebe
Und meine Seligkeit!“

Allerſeelenabend

Es ſinkt das Laub im Buchenwald
Und ſchweigend ruhen Feld und Ried,
Wie leiſes Schluchzen fern verhallt
Des Wandervogels Abſchiedslied.
Noch einmal fällt ein Sonnenſtrahl
Wie eine Träne auf die Flur:
So grüßet ſtill zum letztenmal
Der Sommer ſcheidend die Natur.
Und aus dem Erlengrunde quillt
Jetzt langſam weißer Nebelſchaum,
Und wogend ſteigt er und umhüllt
Die ganze Erde wie ein Traum.
So ſtill die weite, weite Welt,
Nichts, das zu hören ich vermag,
Als nur das Laub, das niederfällt,
Und meines eignen Herzens Schlag!
Ein Licht vom fernen Kirchhof blinkt,
Gleich wie ein Auge, rot verweint,
Und wie der Nebel ſteigt und ſinkt,
Zerfließt es manchmal und erſcheint.
Ein kleines Licht! Sein Schimmer ſprüht
Nur ſpärlich auf die Frau'ngeſtalt,
Die mit ihm ſchmerzgebückt und müd
Durch all' die vielen Gräber wallt.
Bald hier, bald dort! Kein Grabesrand,
Kein Kreuz, wo ſie nicht niederkniet
Und mit der Lampe in der Hand
Nach den erloſch'nen Namen ſieht.
Der Nebel ſteigt —, das Licht iſt fort — —
— Horch! welch' ein heißer Klagelaut! — —
Das iſt die L i e b e, welche dort
Nach ihren Toten weinend ſchaut!

Herbſtabend

Schwere Wolken ziehen mühſam
Über den durchnäßten Feldern,
Traurig rauſcht es in den Wellen,
Traurig rauſcht es in den Wäldern.

Mit geſenktem Haupte ſtehen
Alle Blumen voller Zagen;
Wie ſie zittern in dem Froſte
Und die kleinen Herzen ſchlagen!

Senkt die kalte Nacht ſich nieder,
Sind dem Tode ſie verfallen,
Und in heißem Schmerze klagend
Klingt das Lied der Nachtigallen!

Erinnerung

Ein Kindlein, ſo es liegt in aller Unſchuld da,
Iſt noch wie kurz zuvor, als es den Himmel ſah.
Es wächſt — und mählich ſinkt es tiefer in die Zeit.
Kein Himmel leuchtet mehr aus der Vergeſſenheit.

Nur manchmal iſt es doch, als käme uns ein Klang
Aus jenem Himmelsland. Wir lauſchen ſehnſuchtsbang,
Den Blick gerichtet ſtarr in eine Welt von Dunſt,
Und ſingen leiſe mit, wie unbewußt: Die Kunſt.

Paul Verlaine[10]

I.

(Die Erkenntnis.)

Nun ſchläft die Beſtie meiner Seele
Und ſchweigt, bis wiederum der Morgen graut . . .
So kommt, ihr wunderzarten Elfenkinder,
Aus eures Waldes Dunkel kommt hervor,
Komm, Liebe, du, komm Hoffnung, Sehnſucht komm!
Ich will und muß euch wieder ſingen hören,
Und niemand wird euch Leides tun,
Solang die Beſtie meiner Seele ſchläft . . .
Ich weiß, ihr ſeid nicht mehr dieſelben,
Wie ich euch ſah vor tauſend, tauſend Jahren
In mondbeglänzten Frühlingsnächten,
Seid müde, blaß und krank und elend —
Die vollen, weichen Glieder abgehärmt
Wie zum Geſpenſt —
Um die erloſch'nen Augen hängen
In feuchten Strähnen reifbedeckt die Locken —
Doch ſeid jetzt, wie ihr ſeid, wenn ihr nur kommt!

Zwar tanzen könnt ihr nicht mehr,
Das iſt längſt vorbei —
Doch ſingen, ſingen könnt ihr noch,
Wie einſt vor tauſend, tauſend Jahren
In mondbeglänzten Frühlingsnächten —
Das bißchen Singen müßt ihr doch noch können?!

Was kommt ihr nicht?
Was zaudert ihr?

Habt Angſt vielleicht,
Die Beſtie meiner Seele wird erwachen
Und eure letzte Kraft zu Tode hetzen?
So kommt doch her und ſeht:
Er ſchläft, der Hund!
Horcht nur, wie gierig feſt er ſchläft!

Ich hab' ihn eingelullt . . .
Ich hab' ihn eingelullt . . .
Mit einer Flaſche Branntwein eingelullt . . .
Den — trinkt — er — gern . . .

II.

(In der Tiefe.)

Wer ruft mich? Weſſen Stimme dringt
Herunter bis in meinen Schacht,
In dieſe mitleidsloſe Nacht,
Wo nichts erklingt,
Nichts, wie mein Hammer am Geſtein,
Wo nichts erglänzt,
Nichts, wie der Grubenlampe Schein —
Ein toter Raum, eng wie das Grab begrenzt . . .

Da ſtehe ich ſchon jahrelang,
Von Ruß geſchwärzt,
Ein Menſch, den nur der Trotz beherzt,
Und grabe höhniſch meinen Gang.
Wohin er führt, es bleibt noch ungewiß,
Vielleicht zum Licht,
Vielleicht noch tiefer in die Finſternis.

Und nun auf einmal dieſer Klang!
Wo kam er her? Ich weiß es — weiß es nicht,
Ein Laut, ſo ſüß, ſo ſehnſuchtsbang,
Wie man ihn einmal nur erlauſcht,
Ein mal ein ganzes Leben lang.
Der Klang von einem Sonnenſtrahl,
Der ſich in meinen Abgrund ſtahl
Und ſelbſt mein Herz berauſcht ...

Nun alles ſtill. Ich ſtehe regungslos.
Der Hammer ruht.
Tief unten in der Erde Schoß,
Unhörbar, geht die rätſelvolle Flut.
Bisweilen löſt ſich von der Felſenſchicht
Ein Tropfen ab
Und klatſcht herab;
Bisweilen pocht
An meiner Bruſt verträumt das Grubenlicht,
Der müde Docht.
Sonſt alles ſtill ...

Oh, daß ich nie vernahm
Den Klang, den längſt verſcholl'nen Klang,
Der lockend mir von oben kam
Und meine Sehnſucht munter ſang,
Die ewig ſchlafen will!
Oh, daß er nimmer in mein Felsgelaß
Heruntertönte, dieſer Laut,
Der mir das Blut am Herzen ſtaut
Und meine beſte Kraft zermürbt — den Haß ...

III.

(Fünf Treppen hoch!)

Wie träg und mühſam heut der Morgen graut!
Da draußen liegt's am Fenſter feucht und ſchwer,
Von geſtern Abend noch, das Nebelmeer,
Nur daß es jetzt in leiſen Tropfen taut.
Tief unten ſtampft ein müdes Roß daher,
Und klappernd werden ein paar Schritte laut . . .
Wie lange noch, dann iſt die Stadt erwacht,
Ich aber ſchlafe bis zur nächſten Nacht.

Sind's Tage, Wochen, ſind es Jahre ſchon,
Seit ich, umlodert rings von Lebensglut,
So einſam, wie in tiefer Wüſte wohn',
Seitdem nichts and'res mit mir wacht und ruht,
Als nur mein Haß, mein Hunger und mein Hohn,
Und jener Narr, den Narren nennen Mut?
Ich weiß es nicht, ich zähle nicht, ſeit wann,
Ich weiß nur, daß die Zeit verrann!

Die Zeit, die Zeit! Und jeder Tag ein Traum,
Ein Nichts, das ſchemenhaft vorübergrinſt,
Und jede Hoffnung flüchtig wie ein Flaum,
Und jede Sehnſucht nur ein Hirngeſpinſt!
Ein Tiſch, ein Bett, und ſonſt ein leerer Raum.
Das alſo iſt der endliche Gewinſt?
Bei Gott, hätt' ich es nicht ſchon oft bedacht,
Ich lachte, lachte, daß die Bude kracht!

Und war vielleicht mein Herz ſo arm und leer,
Als ich verließ mein königliches Schloß?
Und war es nicht von heißer Liebe ſchwer,
Ein Purpurkelch, der zitternd überfloß?

Und ging ich nicht im ganzen Land umher,
Damit, wer wollte, meines Weins genoß?
Nein? Wirklich nicht? Nicht irgendwann und -wo?
Und ach, mir war's doch ſo!

Und meine Seele, lag ſie flügelwund,
Zerknickt die Schwingen meiner Phantaſie?
Flog nicht mein Geiſt zum höchſten Sternengrund
Und ſang ein Lied von reinſter Melodie?
Und was er ſang, klang's nicht von Mund zu Mund
Und warb mir Freunde viel — geſchah das nie?
Auch das ein Traum, ein weſenloſer Wahn?
Und ach, ich glaubte doch ſo feſt daran! . . .

Es war ein Traum! Geprieſen ſei mein Los,
Daß ich nicht tat, was ſchon geträumt verdrießt!
Wer iſt der Narr, ſo aberwitzig groß,
Daß er ſein Beſtes in die Goſſe gießt,
Wer iſt ſo toll, ſo aller Vorſicht bloß,
Daß er vor Dieben nicht ſein Geld verſchließt,
Und welcher Falke wächſt im freien Forſt
Und baut ſich dann am — Galgen ſeinen Horſt? !

Ihr unter mir, ihr ſeht, ich kenn' euch gut,
Und weiß zu gut, warum ich einſam bin;
Mein böſes Wiſſen trägt mich gleich der Flut
Hoch über euch und euresgleichen hin —
Doch haß' ich euch, euch alle, bis aufs Blut
Und könnt' euch ſterben ſehn mit kaltem Sinn . . .
Wer faſelt da, welch' Tölpel, von „verroht"?
Seid ihr nicht Menſchen? Nun — und darauf ſteht
der Tod . . .

Traum[11]

Kleine Blume wunderhold,
Hab' dich nachts im Traum geſeh'n,
Neben meinem Haupte ſtehn,
Und wie helles Sonnengold,
Schimmernd durch die ſtille Nacht,
Lag's auf deiner Blütenpracht.

Nun der fahle Morgen graut,
Iſt das lichte Bild dahin,
Und es pocht mein Herz ſo laut,
Weil ich doppelt einſam bin.
Bringt die Nacht mir auch das Glück,
Neidiſch nimmt's der Tag zurück.

Das Lied

Ich hab' dir ein Lied geſungen,
Erglühend hörteſt du zu:
Dies Lied hat dich bezwungen,
Und mein eigen wurdeſt du!

Ich weiß nicht, wie es geſchehen,
Du ſankeſt in meinen Arm,
Deinen Atem fühlte ich wehen
An den Wangen berückend warm;

Deine Lippen fühlte ich brennen
Bis hinab in des Herzens Grund,
Als könnten ſie nimmer ſich trennen
Von meinem lechzenden Mund.

Und ſelig ſtand ich und lauſchte
Hinaus in den ſonnigen Tag,
Wo leiſe vorüberrauſchte
Des Glückes Flügelſchlag!

Gerechter Wunſch

Löſche deine Lampe aus,
Lieber Mond, und auch ihr Sterne
Seid ſo gut und geht nach Haus,
Denn ich habe es nicht gerne,
Wenn mein Liebchen mich umfängt
Und wir heiße Küſſe tauſchen,
Daß Euch dann die Neugier drängt,
Zuzuſehen und zu lauſchen!

Sechs Herzen

Sechs Krüge aus alter, verſchollener Zeit,
Sechs Menſchen von junger Fröhlichkeit,
Sechs Taſchen, ſo ſchlaff und ſo leer und ſo weit,
Sechs Kehlen, geläutert im Zecherſtreit,
Sechs Herzen, erfahren im Liebesleid,
Das gibt einen friſchen, fröhlichen Schluß
Auf manchen, künftigen Zechergenuß,
Auf manchen bacchantiſchen Liebeskuß
Und wie viel man künftig noch borgen muß.

Lebewohl!

Es winken und es grüßen
Die Sternlein durch die Nacht,
Da lieg' ich zu Deinen Füßen
Verſunken in all' dieſe Pracht.

Im Abendwinde leiſe
Rauſchen die Bäume all',
Und eine ſchluchzende Weiſe
Singet die Nachtigall.

Ein ſchmerzlich heißes Sehnen
Durch dieſe Töne geht,
Und eine Flut von Tränen
In Deinen Augen ſteht.

Glaub' nicht, daß ich Dich laſſe,
Wenn ich nicht bei Dir bin:
Ich zieh' eine einſame Straße,
Doch führt ſie zu Dir hin!

Trennung

Wir waren einander von Herzen gut
Und teilten Freuden wie Leiden,
Doch hatten wir allzu ſtürmiſches Blut,
Drum kam es plötzlich zum Scheiden.
Ein bitterer Groll in der Seele uns blieb,
Daß wir einander verlaſſen —
Und doch, wir hatten uns nie ſo lieb,
Als jetzt, ſeitdem wir uns haſſen!

Abſchied

Um die Morgenſtund mit gepreßtem Mund
So zog ich hinaus in die Weite,
Kein liebend Wort nahm ich mit fort,
Nichts gab mir das Geleite.
Einen letzten Blick warf ich zurück
Auf den Ort, wo ich geboren,
Einen letzten Blick, ade mein Glück,
Verloren, auf immer verloren!

Ein Häuschen ſtand am Wegesrand,
Dort blieb ich ſchmerzlich ſtehen,
Zwei Augen mild und Liebchens Bild
Noch einmal wollt' ich ſehen.
Kein Fenſter klang, kein Riegel ſprang,
O Qual, die ich beſchworen!
Einen letzten Blick, ade mein Glück!
Verloren, auf immer verloren!

Zerronnen

I.

Wo iſt die Seele, die mich geliebt
Vor langen, vergangenen Tagen,
Wo iſt das Herz, das froh und betrübt
An meinem Herzen geſchlagen?

Wo iſt der Mund, der voller Glut
An meinem Munde gehangen,
Das Aug', das treu auf mir geruht,
Der Arm, der mich umfangen?

Dahin, dahin! Und ich ſelber bin
Ein And'rer geworden heute.
Mit kaltem Herzen und kaltem Sinn
Betrachte ich Leben und Leute.

Ich denke nimmer der alten Zeit
Mit ihren Schmerzen und Wonnen,
Das alte Glück, das alte Leid
Sind längſt für mich zerronnen.

Im tiefen Traume nur vielleicht
Da denke ich noch deſſen,
Und nur im Traume mir es däucht,
Als könnt' ich es nie vergeſſen!

II.

Wir haben getollt bis nach Mitternacht
Und jubelnd die Gläſer geſchwungen,
Wir haben manch' Vivat den Freunden gebracht
Und brauſende Lieder geſungen.
Den Lippen entfloß manch' heiliger Eid,
Geweiht der Treue und Tugend,
Das war in des Lebens Maienzeit,
Das war in den Tagen der Jugend!

Melodiſch oft im Dunkeln erklang
Vor Liebchens Fenſter die Laute,
Bis leiſe, leiſe der Riegel ſprang
Und uns begrüßte die Traute.
Wie ſchlug unſer Herz in Liebe ſo weit!
Fahr' wohl, jungfräuliche Tugend!
Das war in des Lebens Maienzeit,
Das war in den Tagen der Jugend!

Nun iſt der Lenz verblüht in der Bruſt,
Die Lieder ſind alle verklungen,
Und Keiner iſt ſich mehr im Herzen bewußt,
Was er geſchworen, geſungen.
Entſchwunden der Liebe Glückſeligkeit,
Der Freundſchaft fröhliche Tugend:
Das war in des Lebens Maienzeit,
Das war in den Tagen der Jugend!

MYSTISCHES ERLEBEN

Ecce deus

Über den Dingen.

Es ſind ſo Menſch wie Tier, ein jeder Baum und Stein,
Kurz, alles, was du ſiehſt, und auch dein Leib nur Schein,
Zerrbilder, weiter nichts, von tauſend Eigenſchaften,
Die wie ein Königskleid an deiner Seele haften.

Wenn du im Schlummer liegſt und wirfſt dich hin und her,
So ſchläfſt du ſicherlich nicht allzu lange mehr.
Wer dumpf, behaglich ruht in ſeines Lebens Nacht,
Der iſt wohl weit entfernt, daß er daraus erwacht.

Der Tod zermäht ringsum die Menſchen groß und klein,
Du aber lebſt, als ob er ſchonte dich allein,
Und zwar nicht bloß für jetzt, o nein, für alle Zeit.
Es hat der Tod ja nur an Totem Gültigkeit.

Vorm Spiegel ſteht und ſtiert der Trunk'ne voller Wut;
Ein Hieb — und das Phantom zerſpritzt in lauter Blut.
Nach ſeinem eignen Bild hat er den Schlag getan,
Jedoch nur ſich verletzt. Der Mörder und ſein Wahn.

Kein Weſen weit und breit, das Liebe nicht vergilt, —
Verachteſt du den Dieb, biſt du's, der dich beſtiehlt.
Mach' lieber den Verſuch — was kümmert dich der Spott —
Und wirf dich an ihn weg, du wirfſt dich hin zu Gott.

Wär' Gott dir meilenfern, ſtatt daß er über Nacht,
Wie du aus dir zu ihm, aus ſich zu dir erwacht,
So wäreſt du ja nie vor ſeiner Kraft gefeit,
Und niemals gäb's für dich die wahre Seligkeit.

Seit dich im Paradies die Wolluſt hat gepackt,
Begehſt das Leben du als einz'gen Sündenakt;
Und wie du närriſch biſt, wann du ein Weib umfängſt,
So iſt auch Narretei, was du im Leben denkſt.

Die Wiſſenſchaft iſt wie ein Licht in finſtrer Nacht,
Das dir die Dunkelheit erſt recht bemerkbar macht.
Suchſt du am Boden Tand, ſo reicht es ja wohl aus,
Doch geh' nach dem Gefühl, verlangt es dich nach Haus.

Wie du im Schlaf nicht weißt, was du im Wachen biſt,
Ja, kaum zu ahnen ſcheinſt, daß je ein Wachen iſt,
So ſiehſt im Leben du nicht über'n Tod hinaus
Und ahnſt noch weniger dein wahres Sein voraus.

Der Eitelkeiten gibt es viele in der Welt:
Auf Ruhm und Macht und Geiſt, auf Liebe, Schönheit, Geld.
Es dient dir nichts, mein Freund, daß du nur eine haſt,
Denn jede einz'ge birgt auch aller andern Laſt.

Prometheus war ein Dieb, ſo recht der Erde Sohn;
Das Feuer ſtahl er fort den Göttern voller Hohn,
Worauf er es verſchmitzt dem Menſchenvolk verlieh,
Das nach Behaglichkeit, ſtatt nach Erlöſung ſchrie.

Es wollte Selbſtbetrug. Das Feuer half dazu
Und log ihm Wärme vor. Erkenn' die Lüge du
In ſeinem Flackerlicht. Es züngelt ſchlangengleich
Allüberall und tief in Satans Erdenreich.

So iſt, was dich erhält, nur da durch den Betrug,
Mit dem dein feiges Herz ſich ſelbſt in Ketten ſchlug.
Es will und will und will das nicht'ge Vielerlei —
Erſt wenn es nichts mehr will, dann iſt es wieder frei.

Wie weiß denn dieſer Arzt, der nur den Leib verſteht,
Was ſich ereignet, wenn ein Menſch von hinnen geht?
Die Seele gilt ihm nicht; es regt ſich ja nichts mehr —
Als gäbe ſie ſich dann noch für die Neugier her.

Selbſtgeſpräch.

Du biſt wie einer, der am Tage ſchläft und träumt.
Und gar nicht ahnet, daß ihn hellſtes Licht umſäumt.
Im Diesſeits gehſt du auf, wie er im Traumgeſicht:
Dein Eingebettetſein im Jenſeits merkſt du nicht.

Begreif' es doch einmal: dein Jenſeits iſt ſchon da
Und war ſchon da, bevor dein Geiſt das Diesſeits ſah.
Was iſt Geburt und Tod, was Altern und Gebreſt'?
Zuſammen nur ein Punkt, der ſich nicht meſſen läßt.

Bedenke jederzeit: Die Welt iſt nur ein Nichts,
Ein Traumgebilde bloß des inneren Geſichts.
Wer aber ſieht ſo falſch? Du kannſt nur ſagen: Ich.
Erwache! und du fühlſt zu Gott geworden dich.

Auch Gottes Träume ſtehn vor ihm nicht ohne Grund;
Es muß ein Wahres ſein in all' dem Kunterbunt,
Ein Wirkliches, ſo rein, ſo frei von Erdenlaſt,
Daß daran jedes Bild der Phantaſie verblaßt.

Drum zweifle nicht an dir, ſonſt zweifelſt du an Gott.
Du gehſt, wenn du vertrauſt, ſo leicht auf das Schafott
Als wie ins Brautgemach; denn jede Luſt und Qual
Iſt totgebornes Kind und heißt „Es war einmal".

Je tiefer einer ſchlief, je mehr bedarf er Zeit,
Eh' er zurückgewinnt die ganze Munterkeit.
Nicht ſelten ſchlummert er zuvor aufs neue ein —
Es muß nicht jeder Tod ſchon die Erlöſung ſein.

Am ſchnellſten wacht man auf aus Träumen bang und ſchwer;
Man ſpringt empor und ſehnt ſich nicht nach Schlummer mehr.
Du biſt ein Tor, wenn du die Qual des Lebens ſchmähſt,
Weil du ja ohne ſie nur ſpät den Himmel ſähſt.

Gehſt du nach deinem Tod nicht zur Erlöſung ein,
Mußt du wer weiß wie oft noch hier auf Erden ſein.
Das wechſelt wie der Blitz, ſeit deinem Sündenfall —
Wie raſche Taten ſind die vielen Leben all'.

Beginnſt du eine Tat, iſt's mit der Wahl vorbei;
Solang' du ſie begehſt, biſt du nicht willensfrei;
Denn zeitlos iſt ſie ja, ihr Anfang iſt ihr Schluß —
Die Tat, die Leben heißt, enthält das gleiche Muß.

Entſchuldige dich nicht, weil du ſo handeln mußt,
Wie du geboren biſt. Es ſcheint dir nicht bewußt,
Daß ja dein Leben ſelbſt, dies ausgedehnte Nu,
Ein einz'ger Akt nur iſt — den aber wollteſt du.

So oft du dich — bedenk's! — noch mit der Welt betörſt
Und dann ihr jedesmal wie früher ganz gehörſt,
So oft hat auch in dir geſiegt der Antichriſt —
Vernichtet iſt er erſt, wenn keine Welt mehr iſt.

Das Rätſel

Die Zeit iſt Lug und Trug. Vorbei ſind tauſend Jahr'
So lange und ſo kurz, als wie ein Stündlein war.
Wer ſich nicht aus der Zeit mit jähem Ruck erhebt,
Der ſieht nicht, was er ſieht, und lebt nicht, was er lebt.

Erſchrickſt du, weil die Welt mit allem, was es gibt,
Sobald du ſie verwirfſt, in lauter Nichts zerſtiebt,
So wiſſe, daß du ſtets in ihren Zauber blickſt,
So lang' du überhaupt noch irgendwie erſchrickſt.

Du zweifelſt, ob ſich je die letzte Furcht verlernt,
Und biſt doch weiter nicht von dieſem Ziel entfernt
Als wie das Heut vom Jetzt, als wie das Da vom Hier,
Als wie der Glanz vom Licht und wie du ſelbſt von dir.

Du glaubſt im Grunde wohl, daß du unſterblich ſeiſt,
Der Zweifel aber huſcht dir trotzdem durch den Geiſt.
Zu zählen iſt das nicht, doch es geſchieht ſo oft,
Als dir ein Menſch ſich naht, der gar nichts glaubt und hofft.

Denn was in deinen Kreis gelangt auf Erden hier,
Wie das beſchaffen iſt, ſo regt ſich's auch in dir,
Ob Dirne, Mutter, Kind, ob Jude oder Chriſt —
Sag' mir, mit wem du gehſt, ich ſag' dir, wer du biſt.

So ſind auch Bücher nur von dir der Widerſchein;
Du lieſt dich ein — begreif's! — dich ſelbſt lieſt du hinein
Und alſo nur dich ſelbſt aus jeglichem heraus;
Was noch darinnen ſteht, erſcheint dir krumm und kraus

Verſtrickt im Wahn der Welt, biſt du Gottſohn zumeiſt;
Willſt du dich draus entwirr'n, verſucht's dein Heiliger Geiſt;
Wenn's dir gelingt, ſo ſchaut in dir Gott Vater ſich —
Hält die Dreieinigkeit nicht jedem Zweifel Stich?

Das Neue Teſtament entrang dem Alten ſich,
Wie ſich einmal erlöſt von dieſer Welt dein Ich;
Und wie du dann dem Wahn von einſt entfremdet biſt,
So hat ſein Judentum verworfen Jeſus Chriſt.

Nun weißt du auch, warum du ſelbſt der Adam biſt,
Und daß du werden mußt dein eig'ner Jeſus Chriſt.
Fragt einer, ob der Herr ein Menſch geweſen ſei,
So ſag': „Genau wie ich", und lächle ſtill dabei.

Du gehſt zwar immerzu in ſeinen Stapfen nur,
Und oft verſprengt dich noch die ſündige Natur;
Doch finden mußt du ihn, und dann — wie wunderbar! —
Erkennſt du, daß er nie von dir geſchieden war.

Ewig

Gleich einem Turm im Bau, ſo wächſt die Zeit empor,
Doch ſteckſt du nicht darin, du ragſt aus ihr hervor,
Zu oberſt auf dem Werk, mit dem du dich erhebſt;
Das Dunkel unter dir berührt dich nicht — du lebſt.

Du lebſt gerade jetzt am Ende aller Zeit,
Die aufgeſtiegen iſt aus ſtiller Ewigkeit.
Wie töricht, daß du vor der Zukunft bangſt und meinſt,
Ihr Einſt vermöge mehr als das vergang'ne Einſt.

Was iſt der Genius? Ein kindgeblieb'ner Mann,
Der aus dem Paradies noch Klänge hören kann,
Obſchon verworren nur, als wie mit halbem Ohr,
Doch um ſo ſchmerzlicher. Er fühlt, was er verlor.

Das unſchuldsvolle Kind iſt nichts als ein Symbol,
Wie alles auf der Welt. Betrachte dir es wohl!
So warſt du ebenfalls, ſo könnteſt du noch ſein!
Stellt denn das Herzeleid ſich niemals bei dir ein?

O doch! Du liebſt das Kind. In jeder Liebe weint
Unhörbar das Geſchöpf, mit welchem ſie vereint;
In jeder Liebe klagt verſtohlen ſeine Not,
In jeder Liebe zagt die Angſt ſchon vor dem Tod.

Den Zufall gibt es nicht. Was um dich lebt und leibt,
Entſpringt aus deinem Sein, wenn's dir auch dunkel bleibt.
Von dir allein nur ſtammt dein eig'ner Vater her;
Kehrſt du von ihm den Blick, ſo iſt er nirgends mehr.

Dunkle Sehnſucht[12]

Oft löſt mein Geiſt ſich von der Erde
Und geht den dunklen Weg voran,
Den ich einſt ſelber wandeln werde,
Die ſtill geheimnisvolle Bahn,
Wo mich kein Sonnenſtrahl begleitet,
Kein Blumenduft, kein Vogellied,
Wo ſich nur ſchwarzes Schweigen breitet
Durch ein unendliches Gebiet.

Verſtrickt im ewigen Neid des Böſen,
Taſt ich mich ewig durch die Nacht —
Was ſchön mir ſchien, iſt nie geweſen,
Nur Träume, die ein Toter wacht.
O könnt ich an die Augen drücken
Nur einmal eine liebe Hand,
Um nicht das Grauen zu erblicken,
Die Finſternis, die mich umſpannt.

Legende

„Nur dem Stärksten", sprach Chriſtophorus,
„Ihm nur will ich mich zum Dienſt geloben":
Und ſo ſtieg der Rieſe durch den Fluß,
Seine Kraft am Stärksten zu erproben.

Funkelnd kam es auf ihn zugeritten,
Stolze Herren und noch ſtolz're Frauen,
Und der ſtolzeſte in ihrer Mitten
War der K ö n i g, herrlich anzuſchauen.

In die Knie ſank der junge Rieſe
Vor des Fürſten zwingender Gebärde.
„Wer die Macht hat über alle dieſe,
Iſt der Stärkſte auf der ganzen Erde".

Und er diente ihm mit großer Treue.
Eines Tages aber will's ihm ſcheinen,
Als wie wenn der König E i n e n ſcheue,
Unter ſeinen Allernächſten E i n e n:

War ein Bucklicher mit fahlen Wangen,
Überſchattet von der Nacht des Haares;
Was er raunte, tat der Fürſt voll Bangen —
Und kein andrer, als der T e u f e l war es!

Brauchte bloß mit Gold ſein Spiel zu treiben,
Willig wurden dann des Königs Mienen.
„Nur der Stärkſte kann mein Herrſcher bleiben!
Ei, ſo werde ich dem Teufel dienen!"

Durch die weiten Lande ging ein Toben,
Daß die Bäume ſtürzten und die Berge,
Daß die Menſchen auseinanderſtoben
Vor dem Bund des Rieſen mit dem Zwerge.

Niederbrachen tauſende von Leben,
Sei's im wilden Kampfe, ſei's im Grame.
Aber auch der Teufel ſchien zu beben,
Wenn ein Name fiel, ein bloßer Name.

Wenn der Name Chriſtus wo ſich löſte,
Ziſchte ihm vom Mund geheimes Fluchen.
„Ei, dann iſt ja Chriſtus wohl der Größte!
Fort, du Teufel! Chriſtus will ich ſuchen!"

Wieder ſteht an ſeinem Fluß der Recke,
Und der Abend will die Welt verſchönen.
Plötzlich an der nahen Roſenhecke
Hört er wunderfein ein Stimmchen tönen.

Sitzt ein Kindlein da, und was für eines,
Lieblich, wie er keins noch ſah auf Erden,
Und verlangt, ein Kindlein, ſo ein kleines,
Lächelnd, über'n Strom gebracht zu werden.

Willenlos, von Schauer und Entzücken
Zu dem kleinen Weſen hingezogen,
Hebt er es auf ſeinen breiten Rücken
Und durchquert gedankenvoll die Wogen.

Daß die leichte Laſt ihm nicht entgleitet,
Geht er hochgereckt, mit ſteifer Würde;
Doch je weiter er vom Ufer ſchreitet,
Seltſam, deſto ſchwerer wird die Bürde.

Immer tiefer drückt es ihn hinunter,
Immer hohler gurgelt es im Grunde;
Noch ein Schritt, dann, weiß er, ſinkt er unter,
Denn das Waſſer reicht ihm bis zum Munde.

Jäh zurück das Haupt, den Blick nach oben,
Starrt er auf zum Kinde voller Grauen;
Und er ſieht es, leicht die Hand erhoben,
Ruhig lächelnd auf ſich niederſchauen.

Brennend fühlt er es zum Herzen wallen;
Singen, Klingen wie von Engelschören —
„Nimm mich hin, du Mächtigſter von allen!
Ewig, Chriſtus, will ich d i r gehören!“

Schnell und ſchneller ſinkt der wilde Fluß,
Und zur Nähe wird des Ufers Ferne.
Heimwärts ſchreitet Sankt Chriſtophorus,
über ſich den Himmel voller Sterne.

Die Jugendzeit

Das Herz ſo voll, die Taſchen leer,
Mein einzig' Gut die Fiedel,
So wandre ich im Land umher
Und ſing' manch' luſtig Liedel.
Und tret' ich in ein Städtchen ein,
Die Kinder alle ſpringen,
Dann ſetze ich den Bogen ein
Und hebe an zu ſingen:

„O Jugendzeit, du ſchöne Zeit,
Du biſt des Lebens einzig' Glück,
Und wer ſich deiner noch erfreut,
Genieße jeden Augenblick!
Wie lacht das Auge in die Welt,
Und pocht die Bruſt ſo ſtolz und weit,
So lang' man dich im Herzen hält,
O Jugendzeit, du ſchöne Zeit!"

Am Fenſter lauſcht manch' ſchönes Kind,
Wenn ich den Bogen führe,
Manch' Mütterlein, es kommt geſchwind
Getrippelt an die Türe.
Doch während oben im Gelaß
Ich Luſt und Freude bringe,
Wird unten manches Auge naß,
Wenn ich das Liedchen ſinge:
„O Jugendzeit, du ſchöne Zeit, ꝛc."

Doch weiter zieh' ich meine Bahn
Mit ſangesfrohem Munde,
Und trifft es ſich, ſo halt' ich an
In einem kühlen Grunde.
„Schön Wirtin, raſch, ein volles Glas
Vom beſten Lautertranke!"
Und habe ich getrunken das,
So ſing' ich ihr zum Danke:
„O Jugendzeit, du ſchöne Zeit, ꝛc."

Doch während ich im Spiele bin,
Sieht ſie mich an ſo warme,
Da werfe ich die Fiedel hin
Und ſchließ' ſie in die Arme.
Ein Kuß! Und weiter durch das Land
Geht es mit luſt'gem Singen,
Sie aber ſteht noch unverwandt,
Bis Spiel und Lied verklingen:
„O Jugendzeit, du ſchöne Zeit, ꝛc."

Perlenfiſcherei

Weiſe: In Sendling auf luſtiger Höh'.

Im Herzen der pfälziſchen Lande
Steht eine feuchtfröhliche Stadt,
Die mancher ſchon ſchmählich verkannte,
Bevor er durchmuſtert ſie hat.
Er ſah nur die holprigen Straßen
Und Rinnen ſo breit wie ein See
Und brachte den Ort ſolchermaßen
In ein arges Schandrenommee.

So komm denn, o Fremdling, du Weiſer,
Und folge mir heute einmal,
Ich führ' dich zum „Deutſchen Kaiſer"[1]
Und zeig' dir den rieſigen Saal,
Wo kürzlich die Muſen geweſen
Auf fröhlicher Wanderfahrt,
Wie wir aus den Blättern geleſen
In wahrhaft beſtrickender Art.

Sieh' hier das ſchmucke Gebäude
Mit den Kugeln aus ſtrahlendem Erz,
Schwillt nicht in heimlicher Freude
Dein architektoniſches Herz?
Und dorten dir gegenüber
Ein Bär, ſo trotzig und ſtolz —
Du brauchſt dich nicht fürchten, mein Lieber,
Er iſt nur geſchnitzelt aus Holz.

[1] Wirtſchaft in der Stadt.

Die Fähnlein am Rathauſe drehen
Sich nicht mehr, verroſtet ſie ſind,
Schon lange nach Oſten ſie ſtehen,
Als käm' von der Kirch' her der Wind.
Den prächtigen Anſtrich der Wände
Bewundert ein jeder wohl gern,
Er zeigt von großem Talente
Und macht ſich nicht ſchlecht aus der Fern'.

Dort tanzen im „Grünen Baume"[2]
Die Menſchen ſeelenvergnügt,
Trotzdem im unteren Raume
Ein Kranker im Sterben liegt.
Horch, wie durch die Nacht die kalte,
Es jämmerlich ſtöhnt und ächzt,
Es iſt der „Jagdklub", der alte,
Der dort nach Erlöſung lechzt.

Doch Kehrt jetzt! Freund, meine Beine
Sie werden allmählich ſehr müd',
Herein zum goldenen Weine,
Der Kehle und Seele durchglüht!
Beim feurigen Blute der Reben
Gar fröhlich, Fremdling, erſchall's,
Wenn wir rufen: „Dreimal ſoll leben
Die Perle der Oberpfalz!"

[2] Wirtſchaft.

's Katherl

(Bayriſch)

Da drüb'n, ſiegſt, ſan ſ' einag'ritt'n,
A Stucker zwölf vom Regiment,
Und unterhalb der Feuerhütt'n
Ham ſ' g'halt'n — no, wir ſan d'r g'rennt!

Der Burgermoaſter is glei kemma,
Schaut d' Zetteln o' und ſchreit zu mir:
„Den da konnſt hoam zum Vaddern nehma,
Der hot bei euch im Haus 's Quartier!"

Da ham ſ' d'r g'lacht! Und i am Gattern
Werd feuerrot — jetz' kommt er g'lenkt —
„So," ſagt er, „führ' mi hoam zum Vaddern,
Die andern ſan ja do derſchlenkt!"

Dann is er blitzſchnell abag'ſprunga
Und hot 'n Gaul beim Züg'l packt —
„Na, geh do, Deandl, i hob Hunga
Und möcht' was z' eſſen", hot er g'ſagt.

Na bin ich ganga. Er hot plaudert —
Was? — woaß i ſelber jetz' nöt mehr,
Und diamal hot's mi ganz derſchaudert,
So hoamli' hot er g'redt daher.

Und d' Leut' hom g'ſchaut, dös kannſt d'r denken —,
I, mit der Sonntagshaub'n auf,
Dös Miada voller Taler henk'n
Und er — oan Staub und Dreck bis 'nauf!

Und do ſo ſauber! Blond ſein Bärtl
Und Aug'n, daß di Gott behüat —
Wannſt die ſiegſt, Deandl, ſagſt ka Wörtl,
So gehen oan die ins Geblüat.

Und g'wachſ'n war er, nöt zum ſag'n,
Wie noamal a Offizier,
Hot a auf ſeiner Achſel trag'n
Was Extras, weiß und blaue Schnür.
Am Bachl unt', beim Hafenbinder,
Woaßt, wo der Toni immer fiſcht,
Vielleicht a Schritta drei dahinter,
Hob i mein erſten Kuß daviſcht.
Der hot d'r g'fleckt! Ganz auffa g'ſchoſſ'n
Is mir dös Bluat und hot mi g'ſtickt,
Da hot er g'lacht und hot zum Poſſ'n
Mi tüchtig in mein Ärmel zwickt.
Na kurz und guat, ſo ſan ma ganga –
Den Vaddern freili hot's d'r packt!
Der hot mi weiters nöt empfanga,
Wo's do der Bürgermeiſter g'ſagt!
Nix hot da g'holf'n! 'nein in Kamma
Und nimma außa Tag und Nacht,
Wo mögli vor die Tür a Klamma —
So hat der guate Mon ſich dacht.
Hätt'ſt du da g'folgt? Wia will ma 's nehma? —
Do' na, daß i nöt dalket red'.
Wär' damals i nöt außikemma,
So hätt' i ja mein Büabl nöt!
Jetz' is er grod im dritt'n Jahrl.
Ganz wie ſei Vadder ſiecht er ſchon,
Ak'rat bis auf die Aug'n und 's Haarl —
Und d' g r ö ß t' Freud' hot damit mein Mon!!
Nur vom Ulan darf i nix ſog'n,
Da wird er fuchti — feit ſi' nix! —
Dös kon er nöt um viel vertrog'n,
I glaub ſogar, da ſetzat's Wichſ' — — —

Nürnberg – Berlin [13]

I.

Die Jeſuiten, Gott ſei Dank,
Man hat ſie fortgetrieben;
Als würdiger Erſatz dafür,
Sind uns die Juden geblieben.

Ein Märchen iſt es, was man ſagt,
Von ihrer ſchnöden Gemeinheit
Arbeiten ſie doch immerfort
An Deutſchlands innerer Einheit.

Das bare Geld der Gegenwart,
Zerfließt in ihre Kaſſen:
Wir ſind dann durch die Armut ſchon
Verbunden gewiſſermaßen.

Und leicht verſchwindet ſpäter dann
Der Unterſchied der Raſſen,
Wenn wir Germanen feierlich
Uns alle beſchneiden laſſen.

Zu Nürnberg fühl' ich mich bereits
In dieſem Zukunftsſtaate,
Den Mangel an Chriſten merkt man hier
In recht erfreulichem Grade.

Der Bürgermeiſter freilich iſt
Bis jetzt noch nicht beſchnitten,
Auch wird bezüglich des Gremiums
Solch' Faktum ſehr beſtritten.

Doch wo man wandelt in dieſer Stadt,
Die ſchönſten und größten Gebäude
Sie ſind ſeit vielen Jahren ſchon
Das Eigentum „unſerer Leute"!

„Ihr Meiſterſinger, die ihr ruht
Tief unten in ſtillen Grüften,
Die ihr im Leben deutſch gedacht
Und deutſch in euren Schriften.

Ihr Weber, die ihr bei eurem Werk
Geſungen unſterbliche Weiſen,
Ihr Schmiede, die ihr beim Amboßklang
Gehämmert Lieder von Eiſen.

Du Peter Viſcher, du treuer Sachs,
Du Albrecht Dürer, der Kummer
Blieb euch erſpart — o laßt euch nicht,
Laßt euch nicht ſtören im Schlummer!

Laßt euch nicht ſtören, wenn in der Stadt,
Wo ihr in Ehren gewandelt,
Nichts weiter ertönt wie der Schacherruf,
Mit dem man die Ehre verhandelt!“

So rief ich laut, o Königin,
Hinab die hallenden Gaſſen —
Ich ſtand im Burghof um Mitternacht,
Allein mit den Träumen gelaſſen.

Hoch über mir da rauſcht es auf
So troſtlos bang im Winde,
Es klang faſt wie das Sterbelied
Der tauſendjährigen Linde.

II.

Das alſo iſt Berlin! Ich bin
Noch immer ganz verwundert;
Sah ich es doch zum letztenmal
Im dreizehnten Jahrhundert.

Damals ein kleines Fiſcherdorf,
Bewohnt von armen Slaven,
Das ſchmutzbedeckte Sorgenkind
Der kaiſerlichen Grafen.

Von Germanismus keine Spur
In ſeinen Fiſcherbuden!
Ach Gott! Es gab zu jener Zeit
Dort nicht einmal noch Juden.

Und jetzt! Alldeutſchlands ſteinern Herz,
So hart wie ſeine Quadern!
Das Blut des Landes ſaugt es auf
In ungezählten Adern.

Denn ſtatt des echten deutſchen Sinn's,
In Werken und in Worten,
Herrſcht hier das Geld und ſein Prophet,
Bleichröder mit Konſorten.

Kehrt noch ſo ſäuberlich hinweg
Den Schmutz von euren Gaſſen,
Erbauet von Paläſten euch
Alljährlich neue Straßen!

Errichtet ein Geſundheitsamt,
Zahlloſe Badeſtuben,
Kanaliſiert, ſoviel ihr wollt,
Selbſt eure Abtrittsgruben!

Verpeſtet bleibt der Ort! Er krankt
An insgeheimem Fluche,
Und kein Parfüm befreiet euch
Von dieſem Grabgeruche.

In euren Gärten blüht kein Baum,
Kein Lenz in euren Linden,
Könnt' ihr den rechten Beſen nicht
Zum Augiasſtalle finden.

Der Selbſtſucht tollgewordne Sphinx
Mit giftgeſchwollenen Brüſten
Darf ungeſcheut in eurer Stadt
Auf offnem Markte niſten.

Breit liegt ſie vor der Börſe da,
So ſtill, als ob ſie ſchliefe,
Doch wer ihr Rätſel nicht verſteht,
Den ſtürzt ſie in die Tiefe.

Auf, deutſches Volk! Dein Oedipus
Sei ſelber und erlöſe
Von dieſer tollen Mißgeburt,
Des Geiſtes Kraft und Größe.

Laß dich betören nimmermehr,
Durch ſchöngefärbte Phraſen,
Der größte Schmutz wird oft verdeckt
Von blumenreichſten Raſen.

Nicht Freiſinn, nein, der Freiheitsſinn,
Iſt jetzt das Allerbeſte:
Zertrümm're deutſche Nachtigall,
Das Kuckuckei im Neſte.

Böſe Stimmung[14]

Der Gießbach rauſcht die ganze Nacht,
Im Traum noch hör' ich ihn zuweilen;
Dann bin auch ich darauf bedacht,
Den fernen Strömen zuzueilen.
Dann möcht' auch ich mich ſo wie er
Mit ihrer tiefen Kraft vereinen —
Umſonſt! Wir ſehn nicht Strom noch Meer,
Im Sand vergehn wir unter Steinen.

Über das Judentum[15]

Der Jude iſt eine Idee, wie der Chriſt.
Sieh zu, welcher von beiden du nahe biſt.

Dem Juden nicht unterliegen
Heißt ihn beſiegen.

Jude gleich Wille,
Chriſt gleich Stille.

Gib einem Juden die Hand,
Er führt dich ins Narrenland.

Was rühmſt du des Juden Familienſinn?
Chriſti Familie wäre Gewinn.

Das Leben iſt ein Spiel, aber umgekehrt
Gewinnt darin der, dem man die Taſchen leert.

Im deutſchen Weſen iſt Chriſt zu Gaſt,
Drum iſt es dem Antichriſten verhaßt.

Hödurs Lanze
War eine Schmarotzerpflanze.

Gelingt's ihm nicht mit dem Heucheln,
So treibt ihn die Wut zum Meucheln.

*

Der Jude ſucht das Daſein auszukoſten
In allem, was die Macht erreichen kann;
Das Ew'ge bucht er nur als faulen Poſten,
Vielleicht wird es bezahlt, vielleicht? Doch wann?

So ſtreift er ſchon ſeit ungezählten Jahren
Mit gieriger Hand verzweifelt durch die Zeit
Und wird als Jude nimmermehr erfahren,
Daß nur die Ruh' im Ew'gen Glück verleiht.

Herr meiner Seele, verborgen im nichtigſten Nichts und
Dennoch mächtiger als die mächtigſten Kräfte der Zeit,
Siehe, ich weiß, daß all mein Sinnen nicht zureicht,
Dieſes Geheimnis im tiefſten Kern zu ergründen;
Aber ich weiß auch, Herr, meiner Seele, ich fühl' es:
Steter Tropfen zerleckt ſelbſt den moſaiſchen Stein.

*

Der erſte, der den Juden erkannte,
Der erſte, den der Grimm übermannte,
So daß er den Schleicher niederſchlug,
War K a i n! Erkennt ihr den „frommen" Betrug?

Aber trotz allem Widerſtreben
J e h o v a h ſelbſt, der nichts erträgt,
Gezwungen hat er's ausgeſprochen:
Wer Kain erſchlägt,
An dem wird's ſiebenfach gerochen!

Ein Blauſtrumpf

Von ihrem Geiſte und Verſtand
Spricht laut die Welt mit Staunen,
Doch leider ſind ihr unbekannt
Des Mädchens arge Launen!

Mit allem treibt ſie ihren Scherz,
Von Weiblichkeit kein Schimmer!
Ich wollte, ſie beſäß' ein Herz
Und wäre dafür — dümmer!

Doktrin

Laß durch des Schickſals Wetterſchläge
Niemals betäuben Herz und Sinn,
Und wandle tapfer Deine Wege
Durch's Leben hin!

Der Donner grollt in wilden Wellen,
Kein einz'ger Stern, der tröſtend naht!
Doch werden Blitze Dir erhellen
Den rechten Pfad!

Gegenſatz

Deine Mutter, ſchönes Kind,
Iſt ein zu vernünft'ges Weſen
Doch, wie meiſt die Mütter ſind,
In der Liebe nicht beleſen.
Niemals kann ſie ſich erwärmen
Für dergleichen — o wie ſchade! —
Und wenn wir für Heine ſchwärmen,
Lobt ſie Klopſtocks Meſſiade!

Täuſchung!

Glaub' nicht, weil Du ein Weib genommen,
Das wie ein Engel ſchön und rein,
Du müßteſt ſelbſt in jeder Hinſicht
Ein kapitaler Burſche ſein.

Sei überzeugt, viel ſchwerer iſt es,
Bis ſich in vollſter Glut ergibt
Ein Mädchen uns, das manchen Andern
In ſeinem Leben ſchon geliebt!

Lebensabend

Zwecklos iſt die Klage
Um das längſt verlor'ne Glück,
Niemals kehren ſie zurück,
Die entſchwundenen Jugendtage.

Dennoch ſei nicht ſo verdrießlich,
Und nimm alles nicht ſo ſchwer —
Scheint die Sonne auch nicht mehr,
Funkeln doch die Sterne ſchließlich!

Sprüche in Reimen

Wenn dir ein Tropfen nicht gefällt,
Entkorke eine andre Flasche,
Und hast du keinen Kreuzer Geld
So schlag' erst recht auf deine Tasche.

*

Die Dichter der modernen Sorte,
Gigantisch, was sie alles wagen,
Um mittels nagelneuer Worte
Das Abgedroschenste zu sagen!

*

Wenn's nur zur rechten Zeit geschieht,
Dann darf man sinnen, was man mag;
Es wird ein Lied,
Es wird — ein Tag.

*

„Sorget nicht!" Was sind auch Sorgen?
Morgen oder übermorgen
Fühlst du dich ja doch geborgen.

*

Scheltet nicht das Kleine, Schlichte!
Denn Punkt um Punkt
Macht es Geschichte,
Womit das Große prunkt.

*

Ich bin so gescheit wie Gott,
Doch nicht gescheiter als du;
Empfindest du das als Spott,
Laß mich in Ruh!

Schon wochenlang kein Stern zu ſeh'n!
Die Leute jammern.
Da frag' ich mich, warum ſie nicht geh'n
In ihre Kammern.

*

Schreibe nieder, was du denkſt;
Wie's auch ſei, gedacht iſt's längſt.

*

In ſeine ſchönſte Periode
Kommt der Menſch kurz vor dem Tode.

*

Das Licht zu ſein iſt Keiner wert;
Das einzige, was der Menſch erreicht,
Iſt, daß er nicht den Dunſt vermehrt,
Der durch die Welt als Lüge ſtreicht.

*

Die Berge ſtehen ſtill und warten
Sie wiſſen wohl: es kommt die Zeit . . .,
Wir Menſchen aber, wir vernarrten,
Vergeh'n vor lauter Rührſamkeit.

*

Wir müſſen die Jugend gewöhnen,
Im Guten, Wahren und Schönen
Den ariſchen Geiſt zu ſehn,
Hingegen allen Gemeinen
Das jüdiſche Gottverneinen
Des Satans zuzugeſtehn.

*

Ob „Wider" oder „Für",
Beides hat ſeine Hintertür'.

Muſik

Troſt läßt ſich eben aus allem ſchöpfen —
Nächſtens gehen wir auf den Köpfen.

*

Ein unbewußter Augenblick
Ich liebe mir das Klare,
Und wär's auch nicht das Wahre.

*

Ärger noch als Verwandte
Iſt mir der Muſikante.

*

Wir ſind geboren, um zu erkennen,
Nicht, um im Nebel herumzurennen.

*

Der Sinn der Muſik iſt meinetwegen:
Anzuregen.

Weimar[16]

Verraten und verkauft das ganze Land...
Und wieder hebt ihr feierlich die Hand —
Proteſt! Proteſt! —
Und ſteht auf der Tribüne mauerfeſt
Und redet ſtundenlang aus hochgeſchwellter Lunge...
Und keinem ſtockt, nicht einem ſtockt die Zunge,
Nicht einem bricht die Stimme voller Gram,
Nicht einem ſteigt die Röte auf — der Scham.
Wir aber hören zu mit off'nem Mund,
Den Blick umflort von leichtem Tränenſchimmer,
Andächtig, weihevoll, ergriffen und —
Vergeßlich wie immer.

Scheidemanns Staatsgerichtshof[17]

Sei nur getroſt, es kommt ſchon das Gericht,
Vor dem es klar wird, w e m wir es verdanken,
Daß Millionen Deutſche — ſtarben? Schwätze nicht! —
Nein, daß ſie n u t z l o s in die Grube ſanken!

Das kommt, verlaß dich drauf; doch wenn es naht,
Kein Tribunal, beſtechlich wie auf Erden,
Dann biſt es d u und iſt es d e i n Verrat,
Den all' die Millionen richten werden!

Berufe dich dann nicht, du Judenknecht,
Auf die Verſucher, mit erlog'ner Reue!
An dir gemeſſen, waren ſie im Recht,
Denn Fremde waren ſie im Land der Treue!

Parlamentarier

Wie jämmerlich das alles iſt,
Der ganze Dunſt aus Lug und Liſt!

Das nickt ſich zu und winkt ſich zu,
Und jeder denkt: Du Schurke du!

Und jeder denkt: Du fauler Bauch!
Und fühlt: ſo denkt der andre auch.

Verbindlich allen nacheinand'
Drückt ihnen Salomon die Hand.

Und freut ſich ihrer ungemein —
Lieb Vaterland, magſt ruhig ſein.

An die Kriegsgefangenen[18]

Wir wiſſen nichts von eurem Schickſal, nichts.
Wir laſen nur davon — gedruckte Qual,
Die Wirkung eines ſchaurigen Gedichts,
So ungefähr, und das oft nicht einmal,
Weil unſer eig'nes Leid — — ſchweig ſtill, mein Herz!
Was war denn unſer Leid, was war's ſchon auch!
An eurem Gram gemeſſen, nur ein Scherz,
Ein Stäubchen nur, ein Hauch.

Wir waren ja daheim, im Vaterland!
Und wenn die Not auch immer näher kroch
Und unaufhaltſam unſre Schwelle fand,
In all den Nächten ſchliefen wir ja doch
Und hatten's warm! Und nie ein Tag,
An dem nicht irgendwann und irgendwo
Der Mutterſprache Laut wie Lerchenſchlag

Die Seele uns umfing
Und mit uns ging,
Durch all den Jammer, hell und froh!

War es nicht ſo?

Immer umflog uns ſo ein kleines Stück,
Ein Stückchen Liebe uns, ein Stückchen Glück,
Und wenn man ſich's am wenigſtens verſah,
Gerade dann — war's da.

Auch für den Ärmſten, für das ſchwerſte Schwere.

Ihr aber, Ihr — — nicht nachzufühlen, nie!
Der erſte Schritt — und hoffnungslos ins Leere,
Ins Land des Grauens ſtarrt die Phantaſie.

Unendlich weit ein einz'ges Nebelmeer,
Nicht Tag noch Nacht, geſpenſterhaftes Licht –
Das brodelt auf und nieder, hin und her,
Und iſt dann doch, als rührte es ſich nicht.
Kauernde Schatten hinter all dem Schwelen,
Ein Heer von Schatten, unabſehbar groß,
So hockt es ringsum wie verwunſch'ne Seelen,
Nach vorn gebeugt, und alle regungslos.

Stöhnt es da nicht? Es ſtöhnt, fürwahr.
Spricht es da nicht? Fürwahr, da ſpricht's:
„Nun ſind es bald zehntauſend Jahr."

Sonſt nichts.

Ein Ton wie aus granit'ner Gruft hervor.
Dann wieder Schweigen, unerträglich lang.
O dieſes Brüten! Gierig lauſcht das Ohr.
Da plötzlich hinterrücks ein heiſ'rer Klang,
Die Stimme belfernd, wie der Herr zum Knecht:
„U n s f e h l t d a s R e c h t,
S i e h e i m z u f o r d e r n . . ."

In hoc Signo...[19]

Herr Pius Dirr, der „pius", wohlverſtanden,
Der „fromme" alſo, ärgert ſich zuſchanden,
Weil ſeine Wähler, einer um den andern,
In dunkler Selbſterkenntnis von ihm wandern,
Doch nicht zu uns (das wäre ſo ein Graus!),
Nein, ohne umzuſehn, ins Narrenhaus.
Der Pius freilich merkt nur, daß ſie ſchwinden,
Nicht aber, wo ſie Unterkommen finden,
Und deshalb glaubt er, was ſonſt niemand glaubt,
Daß Hitler ihm die Unheilbaren raubt.

Nun kann der Frömmſte nicht im Frieden leben,
Hat er dem Juden nichts wie ſich zu geben;
Mit Qualität wird da umſonſt geprahlt,
Der Jude zählt (und wie!), bevor er zahlt!
Was tut man da? Man bläht ſich mächtig auf
Und läßt den Phraſendünſten freien Lauf,
Bis in der Runde eine Wolke ſchwelt,
Die ihre Wirkung keineswegs verfehlt,
Zumal ſie ſich auf Köpfe niederſenkt,
Von denen jeder nur in Phraſen denkt.
Verſchied'ne Kappen gibt's da freilich viele
Und ſcheinbar ebenſo verſchied'ne Ziele;
Doch wenn ſich auch die einzelnen Parteien
Einander noch ſo wütend überſchreien,
Nur Täuſchung iſt's, nur Sturm im Waſſerglaſe:
Gemeinſam allen, einigt ſie die Phraſe.
In dieſem Zeichen ſchließt ſich ſtets der Ring
Rund um den Landtag bis nach Eglfing.

Auf höherer Warte

Die Menſchheit iſt nicht grau von Haaren,
Sie ſteht noch in den Flegeljahren,
Und wie ein echter, rechter Bube
Vergißt ſie oft die Kinderſtube,
Das wundervolle Paradies,
Wo Liebe ſie zum Guten wies.
Nun treibt ſie es bald ſo, bald ſo.
Zuweilen ſanft, zuweilen roh,
Zuweilen müd, zuweilen friſch,
Bald übertoll, bald grübleriſch;
Und je nachdem ſie fühlt und tut,
Herrſcht in der Welt ein andres Blut.
Noch geſtern, oder wann es war,
Empfand ſie ſeelenvoll und klar,
Durchſtreifte freudig Wald und Ried
Und ſang dabei ein deutſches Lied.
Da kam der Wahn wie über Nacht,
Es kam die Wut, der Krieg, die Schlacht,
Die Gier nach allem, was da gleißt,
Der Britengeiſt, der Judengeiſt,
Verquickt (der Sprung iſt ja nicht weit)
Mit Gallierhaß und -eitelkeit.

Geduld! Es wird ſchon irgendwann
Ein Mann daraus, ein deutſcher Mann!

Aus Ungarns Schreckenstagen[20]

Seht ihr's denn nicht? Fühlt ihr's denn nicht?
Schreiens denn nicht ſchon die Steine?
Der Jude iſt los! über Leben und Licht
Entfeſſelt ſtürzt das Gemeine.
Auf tat ſich die alte, die teufliſche Macht,
Voll Lüge und Liſt,
Und die Hölle lacht,
Und der Antichriſt . . .
„Alle Völker ſollt ihr freſſen,"
Dieſes freche Bibelwort,
Keinen Augenblick vergeſſen,
Wirkt es auch noch heute fort.

— — — — — — —

Der Arbeiter aber, ſtatt zu fragen,
Warum ſie vom Wuchergeld nichts ſagen,
Nie eine Silbe, nie einen Laut,
Vertraut ihnen, wie man Gott vertraut!
Wenn er den Juden den Willen tut,
Glaubt er, dann enden Jammer und Not;
Wer's ehrlich mit ihm meint und gut,
Den ſchlägt er tot.

Blickt euch doch um! Wohin ihr ſeht,
Verhetzt der Dämon Stadt und Land,
Bis alles Edle untergeht
Im Brudermord, im Höllenbrand.

Dann endlich iſt die Zeit gekommen,
Die Moſes ſeinem Volk verſprach,
Dann wird die Peitſche vorgenommen,
Und nirgend Rettung vor der Schmach!

Denn die allein noch Hilfe brächten,
Umſchließt der Gräber ſtille Huld;
Was übrig blieb in Sklavenſchächten,
Iſt wehrlos, weil gelähmt durch Schuld.

Umſonſt, daß dann den Blick der Söhne
Ein Vater, eine Mutter ſucht —
„Euch danken wir die Hungerlöhne,“
So wird es heißen, „ſeid verflucht“!

Die Töchter aber, Kinder, Bräute,
Verdorben bis ins Mark hinein:
Des Wüſtenvolkes ſchnelle Beute,
Schluckt ſie zuletzt die Goſſe ein.
— — — — — —
Hunderte von Chriſten fielen
Ihrer Wut zum Opfer, glaubt es!
Alle Foltern ließ man ſpielen —
Denn ihr Talmudgeiſt erlaubt es.

„Daß der Bourgeois die Börſe
Seiner Eingeweide fände,“
Stieß man ihm zu beiden Seiten
In den wunden Leib die Hände.

Halb verhungert wurden Männer,
Regelrecht ans Kreuz geſchlagen,
Eine Spielart nur für Kenner,
Ataviſtiſch ſozuſagen.

Andern zog man bloß die Zunge,
Aufwärts unter Leibeskräften,
Um ſie nach verweg'nem Schwunge
An der Stirne feſtzuheften.

Manchen wurden kleine Klötze
In das Nagelfleiſch getrieben,
Wie's vielleicht der alte Götze
Ebenfalls ſchon vorgeſchrieben.

Andern quetſchte man gelaſſen
Aus dem Rund die Augenſterne,
Witzelnd, daß man ſolchermaßen
Auch die Pfirſiche entkerne.

Lauter Übungen der alten,
Wohlerprobten Schächterweiſe —
Mag wer will die Hände falten,
Mir dreht alles ſich im Kreiſe.

Schuft — ein jeglicher der Chriſten,
Der noch ſo von Liebe ſchmachtet,
Daß er ſelbſt im Bolſchewiſten
Noch den „Gott" zu ehren trachtet!

Siebenköpfig aus der Lache
Iſt das T i e r heraufgeſtiegen,
Und ihm gab der alte Drache
Kraft, die Einfalt zu beſiegen.

Gab ihm aller Völker Zungen,
Daß es rede große Dinge
Und mit ſchlauen Läſterungen
Zwiefach ſeine Opfer finge.

Ja, das Tier, das unheilträchtig,
Chriſt und Menſchentum befehdet,
Wenn es, aller Sprachen mächtig,
Seine großen Töne redet.

Alſo offenbart ſich heute
Des Johannes Prophezeiung;
Und das nennen viele Leute —
Soll man's glauben: — Volksbefreiung!

Adolf Hitler[21]

zu ſeinem Geburtstage am 20. April 1923

Fünf Jahre Not, wie noch kein Volk ſie litt!
Fünf Jahre Rot, Gebirge der Gemeinheit!
Vernichtet, was an ſtolzer Glut und Reinheit,
Was uns an Größe Bismarck einſt erſtritt!
Und doch — auch wenn der Ekel noch ſo würgt —
Es war doch, war doch — oder iſt's Legende? —

Es war doch deutſches Land? Und doch dies Ende?
Nicht eine Kraft mehr, die uns Sieg verbürgt?
Die Herzen auf! Wer ſehen will, der ſieht!
Die Kraft iſt da, vor der die Nacht entflieht!

Die Entſcheidung

O Vaterland!
Entthronte Königin im Bettlerkleide,
Verhöhnt, beſpien von Haß und Unverſtand,
Verächtlich jetzt ſogar dem Sklavenneide;
Herabgewürdigt wie zur feilſten Dirne,
Im Winkel, unter Fäulnis hingerafft —
Wir aber ſehn den Glanz der jungen Stirne,
Die Majeſtät der ſtummen Dulderkraft.
Vergiß uns nicht in deiner Not!
Nicht unſer iſt die fürchterliche Tat.
Die dich beſchützten, Tauſende ſind tot,
Und was dir blieb, zerſprengte der Verrat.
Wir irrten lange durch die dunklen Tage,
Einander fremd geworden, wie verweht,
Verzweifelt, ſinnlos, weder Zorn noch Klage,
Kein Trotz, kein Gram, kein Fluch und kein Gebet.
Wir gingen lange ſo als wie im Traum,
Wir lebten kaum,
Und ſuchten doch —
Ein jeder unbewußt nach Kampfgenoſſen.
Und ſieh: es regte ſich, es ſchlürfte, kroch,
Es drängte näher, ſtürmte an entſchloſſen,
Von dort, von hier, vereinzelt, mehr, in Scharen,
Die Deinen, Königin, der Kern der Deinen
Sei uns gegrüßt, du Inbegriff des Wahren,
Und ſegne uns zum Kampf mit dem Gemeinen!
Wir retten dich! Das Banner aufgenommen,
Empor zum Licht, ſo frei, wie's nie geſchah!
Noch zögern viele — will! Sie werden kommen;

Noch grollen viele — will! Und ſie ſind da.
Kein Schwur und kein Verſprechen! Wollen, wollen!
Wir wollen, es geſchieht, es iſt geſcheh'n!
Der Gott in uns, er zeigt uns, was wir ſollen;
Und was wir ſollen, muß und wird auch gehn!
Zum Sturm, zum Sieg! Die alten Adler ſchweben,
Judas erbleicht, er wankt, er ſtürzt, er fällt!
Frei iſt das Reich, das Vaterland, das Leben,
Und frei — die Welt!

Geduld

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
Von helden lobebaeren, von grôzer arebeit . . .

So hebt es an, das Lied der Nibelungen —
Wem hätte es noch nicht ins Herz gebrannt?
Ein Unbekannter, heißt es, hat's gesungen;
Ich sage nein, er ist nicht unbekannt.
Wie Donner rollt es schon seit tausend Jahren
Von Meer zu Meer, mit ewig neuer Glut,
Um immer wieder neu zu offenbaren,
Was deutsche Kraft vermag, und deutscher Mut;
Um immer wieder, immerfort aufs neue
Der Welt zu künden, bis sie untergeht,
Daß unter Trümmern noch die deutsche Treue,
Daß noch in Flammen sie den Kampf besteht.
Ein solches Lied, jahrtausendlang erklungen
Und Echo noch die fernsten Zeiten hin,
Kein Einzelner hat dieses Lied gesungen,
Das ganze Volk verklärte sich darin;
Des deutschen Volkes Seele hat's geschaffen,
Von ihrer eignen Größe übermannt,
Und „wunders vil geseit" von Waffen, Waffen . . .
Und diese Seele wäre unbekannt?

Glaubt man denn wirklich, was so kühn begonnen,
Verginge jemals unter schmutz'ger Not?
Die deutsche Seele, wie das Licht der Sonnen,
Besiegt die Nacht mit neuem Morgenrot!
Wohl kauert noch in all dem schweren Dunkel
An Tür und Tor der Hexen Lügenbrut,
Und ihrer Augen stechendes Gefunkel

Verrät die Gier nach Gold, die Gier nach Blut;
Doch hält die Wacht, die treue Wacht ein Großer,
Der Tronjer nicht, ein Andrer iſt uns nah,
Vertraut und fremd zugleich, ein Namenloſer,
Den jeder fühlt und doch noch keiner ſah.
Wie ruhig gehen ſeine Atemzüge!
Er rührt ſich nicht, er wartet ſtumm und ſtill,
So langſam auch zum Kampfe mit der Lüge
Die Stunde der Vergeltung dämmern will.
Er wartet ſtill, der Held, auf den wir bauen;
Nur manchmal klirrt das Schwert an ſeinem Gurt,
Dann faucht und heult es ringsum voller Grauen,
Das Hexenvolk, der Hölle Ausgeburt.
Er wartet ſtumm, vor Augen nur das eine:
Die hundertfach an uns begangne Schuld —
Schon iſt's, als käm's herauf mit hellem Scheine...
Geduld! Geduld!

Aus Eckarts dramatiſchem Schaffen

Weſen des Deutſchtums

(In Eckarts „Heinrich VI.“ entſpinnt ſich ein Geſpräch um die deutſche Sendung zwiſchen dem Hohenſtaufer-Kaiſer und Propſt Konrad)

Der Kaiſer

Sieh, das iſt es ja, was man
So unter Deutſch verſteht, im höchſten Sinn:
Der Wille zum Unmöglichen, zum Ziel
Der Ziele, zur Vollendung, die ſich nie
Auf Erden findet, aber ahnen läßt,
Im Wohllaut aller Töne, Formen, Farben,
Im Gleichmaß der Geſtirne und Geſetze,
Im Abglanz einer ew'gen Harmonie.
Zur Einheit will der Deutſche, will heraus
Aus Trug und Schein, ein Ganzes will er,
Und wenn er kämpft, ſo iſt's nicht der Triumph
Und nicht die Beute, die ihn ſpornt, es iſt
Das Wunder der Vollkommenheit. Daher
Sein unruhvoller Geiſt, ſein zähes Bohren
Hinein ins Bodenloſe aller Dinge,
Daher ſein Eiſenſchädel, der ſo oft
Des eig'nen Vorteils ſpottet, ſeine ganze
Erhab'ne Unvernunft im Zweckgemäßen,
Sein leichter Sinn, ſein unbeugſamer Mut
Und ſeine — (mit grimmigem Humor) Schafsgeduld.

Propſt Konrad

Das ſteht doch ſonſt,
Bei andern Völkern, nicht im beſten Ruf — —?

Der Kaiſer

Weil jeden eine Tugend ſtört, die er
Nicht ſelbſt beſitzt. Dagegen bietet ſich
Ein einz'ges Mittel nur: man läſtert ſie.
Geduld bedeutet Freiheit vom Gemeinen,
Bedeutet Überlegenheit. Der Dulder
Steht feſt im Wirbel des Vergänglichen,
Von keinem Narrenglanz der Welt verlockt.

(nach kurzer Pauſe)

Betrachtet Euch die Menſchheit. Iſt ſie nicht
Als wie ein einz'ger Menſch mit tauſend Schwächen
Und tauſend Tugenden? Die Völker ſind
Der Ausdruck ihrer Eigenſchaften. Je nachdem
Das eine oder andre herrſcht, verharrt
Im Guten oder Böſen ſie. Gelangt
Ein eitles Volk zur Führung, triumphiert
Der Menſchheit Pfauenſtolz — ein Gaunervolk,
Die Hinterliſt in ihr. Das deutſche aber
Verkörpert ihre Sehnſucht nach dem Licht,
Und wie von uns ein jeder dieſes Drangs
Bedarf, der Gottheit ſich zu nähern, alſo
Bedarf es auch der deutſchen Kraft und Macht
Und Herrlichkeit, auf daß die Welt geneſe.

Propſt Konrad

(nachdenklich nickend)

Ich glaube, nun verſteh' ich jenen Erben.

Der Kaiſer

Und ſeinen Freund wohl auch. Entzweie dich,
Mit wem es ſei, nur nimmer mit dir ſelbſt!
Und wenn du noch ſo großes Weh verbreiteſt,
Und Gram und Ärgernis, es ſcheint nur ſo,
Denn über Nacht entwirrt es ſich als Segen.

Nur warten muß man können, nicht von morgen
Verlangen, was vielleicht Jahrzehnte braucht,
Zur Klärung, oder gar Jahrhunderte.
So denke ich von der geheimen Macht,
Die über aller Schöpfung waltet, fühle
Den wohlbedachten Endzweck ihrer Güte.

*

(Und am Schluß, vor Beginn des Krieges, ſpricht der Kaiſer):

Vater im Himmel, ſie flehn zu dir alle,
Freunde und Feinde, in brennender Not,
Daß deine Hand auf den Schuldigen falle,
Der ihnen Herd und Heimat bedroht.
Kindlicher Glaube! Als ob nur dein Wille
Waltete, wenn du dein Donnerwort rufſt!
Hoch über dir, in ewiger Stille,
Steht das Geſetz, das du ſelber dir ſchufſt.
Nichts wird vollendet, und nichts wird begonnen
Ohne das eherne Muß dieſer Pflicht;
Ihm nur gehorchend kreiſen die Sonnen,
Branden die Meere und wandert das Licht.
Untertan ſind ihm Herzen und Hände,
Hirne und Blut von Geſchlecht zu Geſchlecht,
Blitzende Schwerter und lodernde Brände,
Ihm, das da lautet: Ordnung und Recht.
Vater im Himmel, entſchloſſen zum Tode
Stehn wir vor dir. O antworte nun!
Iſt noch ein Volk, das dem hehren Gebote
Redlicher dient, als wir Deutſchen es tun?
Gibt es ein ſolches? Dann, Ewiger, ſpende
Schickſalsgewaltig ihm Lorbeer und Sieg!
Vater, du lächelſt? O Glück ohne Ende!
Auf und hinein in den heiligen Krieg!

NACHDICHTUNG DES „PEER GYNT“

Der Schein der Welt

(Peer Gynt träumt ſich hinaus aus der Enge und ſpricht, in die Ferne blickend, in tiefſter Sehnſucht, wobei er ſich des Truges der Natur bewußt wird):

Hoch, im ſchimmernden Weiß,
Türmt ſich aus Eis und Schnee,
Türmt ſich aus Schnee und Eis
Schloß über Schloß in die Höh'!
Unter glitzerndem Glaſt
Drängt von Bäumen ein Meer,
Sternüberſät jeder Aſt,
Um die Zinnen ſich her.
Tauſendfältig ſprühende Fenſter!
Aber in der Tiefe der Nacht
Wachſen wie Rieſen die Nebelgeſpenſter,
Auf den Sturz der Paläſte bedacht.
(nach ſeinem Kopf greifend)
Oh, wie ſticht's mich hinein bis ins Hirn,
Gleich einem glühenden Eiſenring,
Den man mir geſchweißt um die Stirn,
Als ich in teufliſchen Krallen hing!
Lüge, wohin ich nur immer ſchau'!
Lüge die ſtolzen, gleißenden Zinnen!
Lüge da draußen und —
(ſich an die Bruſt ſchlagend)
Lüge da drinnen,
Alles nur ein ſchmutziges Grau!
Erſt der Renntierſprung von den Firnen —

Dann mit der Braut der tolle Betrug —
Jetzt die Dirnen!
(zum Himmel aufſchreiend)
Iſt's nun genug?
(ſtarrt mit erhobenen Händen aufwärts)
Sieh, da breitet ein Adler die Schwingen!
Nimm mich doch mit durch die ſchimmernde Pracht,
Ehe mich hier die Schatten verſchlingen,
Eh' ich zu tiefſt verſinke in Nacht!
Rein ſich zu baden im ſchneidenden Wind!
Jauchzend dahin wie ein Kind, wie ein Kind!
Immer weiter die Flügel geſpannt!
Immer ſchneller in ſehnender Haſt!
Lautlos gleite ich über das Land,
Bis zu Englands Kaiſerpalaſt!
(ſtarrt lange nach links in die Ferne)
Nichts mehr zu ſehen. Verdunſtet im Äther.
(mit einem Blick nach rechts hinten)
Aber was baut ſich da drüben empor?
Giebel und Dach und Wände und Tor?
(freudig)
Sei mir gegrüßt, du Haus meiner Väter!
Nicht mehr zermorſcht und zerlumpt und zerfallen,
Gleich einem Bettler, in Sorgen gebückt,
Nein, wie früher die feſtlichen Hallen,
Luſtig bewimpelt und wappengeſchmückt!
Da, wie ſie taumeln hinauf und hinunter,
All' die Kumpane, fidel wie die Stint',
Und der fidelſte mitten darunter,
Vater, biſt du, glückſeliger Gynt!
Horch, der Herr Pfarrer!
(paſtoralen Tons)
„Zur heutigen Fete
Bitt' ich gefälligſt um etwas Gehör" —

Weiß der Kuckuck, er hält eine Rede —
Soll man es glauben? — auf mich, den Peer!
(als wiederholte er Schlagworte)
„Prächtiger Knabe — enorme Talente —
Ganz der Vater — zum Höheren ſtreben —
Glänzende Zukunft — in Gottes Hände —
Darf ich bitten? — Hoch ſoll er leben!“
(in hellſter Ekſtaſe nach links taumelnd)
Nur zu, die Gläſer genommen!
Es klingt aus jedem Pokal:
Von Großem biſt du gekommen!
Und Großes wirſt du einmal!

Das Außen herum

(Peer Gynt im Suchen nach dem Weſen der Dinge, vermag ſich vom Außen der Welt noch nicht zu löſen und verſtrickt ſich weiter im Irrtum — nach langem Schweigen)

Geh' außen 'rum! Nun wird es klar,
Was ehedem ein Rätſel war.
Mein Märchenſchloß, es liegt in Scherben
Und hat die Zukunft mitbegraben;
Auf ſeinen Trümmern hocken Raben
Und krächzen mir das Lied vom Sterben.
Geh' außen 'rum! Wo wär' der Pfad,
Der jetzt noch mitten durch mich ließe?
Gewitterdunkel ſteht die Tat
Und flammt mich fort vom Paradieſe.
In einem längſt vergeſſ'nen Buch
Hab' ich von Reue was geleſen,
Daß wir durch ſie von jedem Fluch,
Von jeder Sündenſchuld geneſen.
Doch wo ſie finden, wann ſie finden?
Der Jahre viele würden ſchwinden
In Einſamkeit und müder Qual —
(ſich vor die Stirn ſchlagend)
Du Tor, dir bleibt ja keine Wahl!
Mit Herzen iſt es wie mit Glocken:
Man kann ſie wohl in Stücke reißen,
Doch nimmermehr zuſammenſchweißen,
Um wieder Töne draus zu locken —
Das ſchweigt mit ewig ſtummer Trauer.
Wo iſt die Hexe? Nicht mehr da —?
O Gott, und näher doch als nah!
(ſich ans Herz ſchlagend)
Da innen liegt ſie auf der Lauer!
Sie nickt und nickt, und hinter ihr,

Da nickt es mit — ſind ihrer vier —
Ja, ja, ich kenn' euch nur zu gut:
Die Ingrid, wie der Tod ſo fahl,
Und jene drei von dazumal,
Die ich mir auf die Seele lud.
Was ſtreckt ihr ſo die Hände aus?
Ich ſoll euch tragen in das Haus?
Zu ihr, zu meiner Königin?

(aufſchreckend und wie erlöſt, während es wieder hell wird)

Da flattert's mit dem Nebel hin.

(nach tiefem Schweigen)

Geh' außen 'rum! Und reichteſt du
Mit deinem Arm zum Gletſcherjoch,
Du hielteſt ſie zu nahe noch —
Den Glanz verlöre ſie im Nu!

(Entſcheidende Pauſe. „Mitten hindurch", d. h. vor Solveig hintreten und ihr rückhaltlos alles geſtehen, kann er nicht; dafür fehlt ihm noch die ganz tiefe Reue, die ihn bereits jetzt erlöſen würde. Schon treibt ihn die Luſt nach dem irdiſchen Glück zu einem vollſtändigen „Außenherum", zum Belügen ſeiner ſelbſt bzw. Solveigs, aber ſofort ermannt er ſich und leiſtet lieber auf das „Glück" Verzicht, als daß er es mit dem völligen Verluſt ſeines inneren Wertes erkaufte.)

Sich aus dem Sinn das alles ſchlagen
Und mutig doch den Schritt zu wagen?
In ihren Schoß die Stirne neigen?
Verſchweigend reden? Redend ſchweigen?
Am Weihnachtsabend? Heute, heute?
Zu tun wie fromme Chriſtenleute:
Mit ihr den Tag der Liebe ſegnen?
O Gott, vernichte den Verweg'nen!

Verzweiflung

(Peer Gynt kehrt als Verzweifelnder in die Heimat zurück. Wesenlos und scheinbar seelenlos)

Nun dauert's nicht lang' mehr — ich glaube es kaum —
Dann such' ich mir einen geborstenen Baum
Und krieche hinein, um schlafen zu gehn,
Und draußen an der Rinde soll stehn:
„Hier ruht Peer Gynt, der Kaiser der Tiere."

(Pause)

Daß ich mich doch immer ins Alte verliere!
Ein netter Kaiser! Es wird einem übel!

(während er eine Zwiebel aufhebt)

Viel ähnlicher bist du da unten der Zwiebel.
Verdammt, das stimmt ja aufs Haar! Komm her!
Ich will dich jetzt schälen, vortrefflicher Peer!

(während er zerpflückt)

Das Dünne da ist wie vom Dampfer der Bug,
Auf dem ich mich schmählich ums Leben schlug.
Und hier dahinter das schmutzige Gelbe,
Mein Gold, das ich hatte, ist ein und dasselbe.
Das gleicht einer Krone, genau so die Zacken —
Der Sattel darunter und auch die Schabracken.
Hier kommt es zum Vorschein sehr mumienhaft —
Das Wissen der Welt! Doch hier voller Saft
Der große Prophet — er beizt ja wie Lauge!
Vor lauter Lügen tropft mir das Auge.
Das Schwarze bedeutet die Negerbrut —
Die Missionäre sind's ebenso gut.
Wie, schon zu Ende? Nur S c h a l e n gegeben?
Und nirgends ein K e r n?

(nach vorne sinkend, dumpf)

Da hast du dein Leben.

Vor der Erlöſung

(Ehe Peer Gynt zu ſeiner Seele zurückfindet, kommt ihm nochmals der Zweifel, doch nur ein Halber geweſen zu ſein — dumpf für ſich)

Kein Wort der Entſchuldigung! Elender, ſchweig!
Du biſt und bleibſt zu ſchwach und zu feig.
Das taugt nicht zu Engeln und taugt nicht zu Teufeln,
Kein Grund zu jubeln, kein Grund zu verzweifeln.

(nach kurzer Pauſe)

Aſche nehm' ich jetzt und Staub,
Wolkendunſt und Nebelgrauen,
Will damit auf welkem Laub
Mir mein Königsſchloß erbauen.
Dienen ſoll mir Trug und Lüge,
Dichtung, Märchenſpuk und Fabel,
Daß es ſich zuſammenfüge
Himmelhoch, ein Turm zu Babel.
Erzgegoſſen aber gleiße
Nieder von dem höchſten Block
Eine Inſchrift, die da heiße:
Caesar Gyntus fecit hoc.

(nach kurzem Schweigen, angſtvoll)

Und keiner, der hilft, im Himmel nicht einer?
Und auch in der Tiefe, erbarmt ſich denn keiner?

(nach einer Pauſe, aufs tiefſte erſchüttert)

So troſtlos kann ein Menſch alſo gehn
Zurück in die ewig ſchweigende Nacht,
Als hätte er nie die Sonne geſehn
Und nie die Erde in all' ihrer Pracht?!
Da hat ſie geſpendet ihr ſegnendes Licht
Für alle Geſchöpfe, für mich aber nicht!

Und Blumen, ſie wuchſen und blühten für jeden,
Nur nimmer für mich! Ich hab' ſie zertreten!
Das herrliche Haus, das Gott mir verlieh,
Bewohnt hab' ich's nie, bewohnt hab' ich's nie!
Du liebliche Sonne, du köſtliche Erde,
Warum auch für mich euer ſchaffendes „Werde!"?
Ich läge ſo ruhig, ſo fern aller Not,
Und büßte jetzt nicht die Geburt mit dem Tod.
So ſei es! Hinauf denn auf wankenden Füßen,
Hinauf, zum höchſten der Gipfel empor!
Noch einmal will ich die Sonne begrüßen,
Und unten das Land, das ich kläglich verlor!
Herab dann, Lawine des Weltengerichts!
Begrabe den alten, verzweifelten Mann!
Man ſchreibe darüber: „Hier liegt der H e r r N i ch t s",
Und dann — und dann — dann komme das Dann!

DER „LORENZACCIO“

Weltverneinung

(Im „Lorenzaccio“ vertritt der Dominikaner die Geſtalt Savonarolas in ihrer düſteren Weltverneinung. Zwiſchen ihm und einem Florenzer Patrizier entwickelt ſich ein längeres Zwiegeſpräch)

Dominikaner

(finſter)

Das Beſond're — werd' es inne —
Täuſchen uns nur vor die Sinne.
Auch wer nicht an hundert Breſten,
Sondern bloß an einem leidet,
Iſt kein Grund zu frohen Feſten,
Er iſt krank, und das entſcheidet.
Was da lebt, verdient den Tod,
Alſo lautet das Gebot.

Patrizier

Würdigſt du denn nicht die Treue,
Liebe nicht, noch Edelmut,
Nicht die Sehnſucht, nicht die Reue?

Dominikaner

(ſchneidend)

Narr, was heißeſt du mich gut?
Waſſer aus der reinſten Quelle
Büßt, der Sonne ausgeſetzt,
Stetig ein die Spiegelhelle
Und wird ekles Gift zuletzt;

Weil von je der Keim des Böſen,
Nur gebändigt, in ihm liegt —
Wenn ſich ſeine Feſſeln löſen,
Wächſt er ſchaudervoll und ſiegt.
Siebzigmal an einem Tage
Sündigt ſelbſt noch der Gerechte,
Und des Grames wilde Klage
Schweigt im Taumel ſeiner Nächte.
Siebzigmal in einer Stunde
Schielt dein Weib und ſieht es keiner,
Gierig nach dem fremden Munde,
Wenn er ſchöner lacht als deiner.
Aber eh' ein Nu vergangen,
Siebzigmal biſt du gerichtet,
Durch dein brünſtiges Verlangen,
Das der Seelen zwei vernichtet.

Weh uns, dreimal weh uns allen,
Seit vom Himmel auf die Erde
Satans Stern herabgefallen,
Daß ſein Reich erſchloſſen werde!
Wie aus einem Ofen ſchwelen
Durch die Lande ſchwarze Schwaden,
Und die Augen wie die Seelen
Leiden unheilbaren Schaden.
Tauſende von Skorpionen
Kriechen in dem Rauch der Lüge,
Auf den Häuptern goldne Kronen
Menſchenähnlich ihre Züge.
Wen ſie in die Ferſe ſtechen,
Der erkrankt an Herz und Hirne
Und wird Gottes Siegel brechen
Aus dem Reifen ſeiner Stirne.

Wehe dieſem Volk der Spötter!
Schamlos wie ſie ſelber brüſten
Ihre Erz- und Marmorgötter
Sich mit todeswürd'gen Lüſten.
Siebenköpfig aus der Lache
Iſt das Tier heraufgeſtiegen,
Und ihm gab der alte Drache
Kraft, die Einfalt zu beſiegen,
Gab ihm aller Völker Zungen,
Daß es rede große Dinge
Und mit ſchlauen Läſterungen
Zwiefach ſeine Opfer ſinge.
Wehe uns! Auf ſeinem Kamme
Thront Baalit, die große Hure,
Rot das Haar wie eine Flamme,
Augen ſtrahlend im Azure.
Ihrer Brüſte Goldopale
Schimmern aus dem Scharlachmantel,
Alſo hält ſie eine Schale
Mit dem Safte der Tarantel.
Trink, du Raſender, und keuche
Tanzend in die Todesſtrafe!
Heilung wird dir von der Seuche
Nicht einmal im letzten Schlafe.
Wehe, wehe, dreimal wehe!
Nirgends Rettung vor dem Falle!
Fleiſchesluſt, wohin ich ſehe!
Teufelsdiener alle, alle!
Keiner, der aus Gottes Odem
Ströme reinen Lebens ſchlürfte,
Daß er ſich noch in dem Brodem
Treu und wahrhaft nennen dürfte!
Keiner, der zum Opfer trüge

Gnadenreich die Frucht der Sünden,
Der die geilen Reben ſchlüge,
Bis im Blut die Pferde ſtünden!
Keiner, der, den Stolz zu beugen,
Heldenhaft die Schleuder ſchwänge
Und die ſteingewordnen Zeugen
Unſrer Schmach zu Boden zwänge!
Keiner, der in Sturm und Wetter
Aufrecht ginge, o, nicht einer!

(ins Knie ſinkend)

Unſer Führer, unſer Retter
Keiner, keiner, keiner, keiner!

Eiferſucht

(Lorenzo iſt der Ermordung des Kardinals Ippolito beſchuldigt. Der Verdacht richtet ſich auf ihn, weil er ſeine Geliebte Semiramide als die Buhlin des Kardinals betrachtet und in wütender Eiferſucht Drohungen gegen dieſen ausgeſtoßen hatte. Semiramide lehnt Lorenzos Beſchuldigungen ab)

Semiramide

(tritt dicht an Lorenzo heran; zornbebend)

Was tat ich dir, du Narr, daß du mich ſo —
Du hörſt mich doch? — vor aller Welt beſpieſt,

(auf Maria, Lorenzos Mutter, zeigend)

Durch jenen Mund, den du dir ſchadenfroh,
Wie Narren ſind, für dieſe Stunde liehſt?
Du kannteſt, eh' dir die Vernunft entfloh,
Den Herrn Lorenzo — geh! wenn du ihn ſiehſt,
So ſage ihm, er ſoll dich durch die Gaſſen,
Durchs ganze Rom zum Pranger peitſchen laſſen!

Maria

Sie darf ihn mir nicht quälen!

Molza

Keine Qual!
Iſt's nicht Verſtellung, hört er's nicht einmal!

Semiramide

(fortfahrend)

Ich ſage dir, er tut's, Lorenze tut's.
Vielleicht, daß ich ihm bitter bin wie Galle,
Doch nie vergißt er ſeines edlen Bluts
Und zeiht ſich eher ſelbſt des Frevelmuts,
Als daß ein ſchwaches Weib der Schmach verfalle,
Ein Mädchen, das er liebte — Narr, vergeh'! —

So wie ein Lied zum erſtenmal vernommen,
So wie des Mondes Licht im ſtillen See,
So wie den Wald, die Roſe und das Reh
Und alle Dinge, die nun anders kommen.
Denn ſieh, du Narr: verworfen, wie ich bin,
Und angeſchrieen wie die feilſte Dirne,
Ich war ihm doch zu jedem Sein der Sinn,
Von jeglichem Gedanken der Beginn,
Die Weihe ſeiner Welt und ihr Gewinn
Und jeder Glanz auf ſeiner jungen Stirne.
Was weißt du noch, du Narr? Vermummte Greiſe,
So ſtehen die Gerüchte rings umher,
Und warten, bis du winkſt; dann gehn ſie leiſe,
Zur Tür hinaus auf eine weite Reiſe,
Und gehen flink, und ohne Wiederkehr.
Und eines iſt darunter, welches lacht,
Wie Greiſe lachen, die um Liebe wiſſen,

(immer glühender)

Und redet viel von einer Frühlingsnacht,
Und kennt die beiden, die zu lang gewacht
Im ſüßen Duft der zärtlichen Narziſſen.
Und alles horcht und drängt ſich nach dem einen,
Und reißt von jener Nacht die letzte Scham —
Nur durch die Blumen geht's wie ſtilles Weinen,
Und wenn die Sterne wo am Himmel ſcheinen,
Verlöſchen ſie, du Narr, vor Gram, vor Gram!

Der Erbe

(Lorenzo iſt um ſein Erbe vom Mulatten Aleſſandro, Sohn des Papſtes Clemens VII. und einer Afrikanerin, betrogen worden. Von den Florentinern verlaſſen, perſönlich ſeeliſch zerriſſen, faßt der Gedanke der Ermordung des Baſtards in ihm Raum. Er ſchildert ſeinen inneren Zuſtand!)

Lorenzo

Die blöde Menge! Zäh zu Brei verbunden,
Mit einer Schicht von Schimmel überdeckt —
Ein Tölpel hat den Namen Volk erfunden,
Nun glaubt man, Wunder was dahinterſteckt.

(Pauſe; ſchwer aufatmend)

Auch du, mein Brutus! Dieſe Heuchlerklage,
O Cäſar, welche Rache noch zuletzt!
Du haſt damit den Heros deiner Tage
Ins Unrecht bis ans End' der Welt geſetzt.
Du kannteſt nur zu gut den Pöbelhaufen:
Gefaßt auf Tritte, ſchwimmt er gern in Tränen,
Und läßt man ihn vor Rührung überlaufen,
So heult er, wenn es ſein muß, um — Hyänen.

(vor einem großen Spiegel)

Auch du, Lorenzo! Wird nicht dieſes Wort
Das andere in Vergeſſenheit verſenken?
Lebſt du vielleicht als Lorenzaccio fort,
Zum Schrecken aller derer, die nicht denken?
Ob nicht die Dichter deine Tat verpfuſchen,
Indem ſie dich beim Pferdefuß erfaſſen?
Ich ſeh' dich ſchon vom Schaugerüſte huſchen
Und gruſeligen Abſcheu hinterlaſſen.
Das alte Lied: verworrene Ideen,
Krankhafter Ehrgeiz — bis zum Überdruß!

Und keiner von den Säuflern kann verſtehen,
Warum's geſchah, das fürchterliche Muß.
(mit einem Ruck noch näher dem Spiegel)
Haſt du denn Ehrgeiz? Komm und ſteh' mir Rede!
Da iſt dein Haus, das deine, wohlverſtanden —
Geheiligt iſt da jede Stelle, jede,
Durch deine Väter, die hier Frieden fanden.
Du biſt der Erbe. Oder biſt du's nicht?
Sei offen! Biſt du's? Ja, du biſt der Erbe!
Und doch gehört dir, jämmerlicher Wicht,
Von alledem noch nicht die kleinſte Scherbe.
Weshalb? Erklär's! Was guckſt du denn ſo dumm?
Du kannſt es nicht? Erlaub' dir keinen Scherz!
Ein Kind an deiner Stelle wüßt', warum!
Du nicht? (an die Stirn tippend) Dann fehlt's dir wirklich,
Bruderherz.
Doch weiter! Wem gehört dies alles? (Hand am Ohr) Wem?
Nicht möglich! Einem — Neger? Biſt du toll?
Dem ſchwarzen — wie? — dem Bankert ſagſt du? — dem?
Wahrhaft'ger Gott, ein Neger! Wundervoll!
Und dieſer Hurenſohn, ein Vieh von Vieh —
Gebell, nichts andres, in der fetten Kehle,
Mit einer Seele wie — ach, frag' nicht wie! —
Sein fauler Atem, pfui, iſt ſeine Seele! —
Dies ekelhafte Tier — ſag' nein! ſag' nein! —
Das iſt dein Herr? am Ende noch — gib acht! —
Dein guter Freund? — wie kann das möglich ſein?! —
Dein Buſenfreund? (lacht gräßlich auf) Biſt du es, der ſo
lacht?
Du biſt's. Und haſt auch allen Grund dazu.
Kein ſtrenger Herr, wie's früher war der Brauch,
O nein, er tätſchelt dich, und nennt dich du,
Und ſpeit dich an, und — k u p p e l n darfſt du auch!

Und du? Wie ſeltſam! Wenn du bei ihm biſt,
(die geſpreizten Finger beider Hände hochhaltend)
So werden wie zu Dolchen deine Finger —
Schreiende Dolche! — Ob das Ehrgeiz iſt?
Vielleicht. Dann aber ſicher kein geringer.

Die Erkenntnis

(Lorenzo begegnet dem Ahasver, der ihm gerade gegenübertritt, da jener verſunken auf Florenz hinabſchaut)

Lorenzo

Nur Kinder ſind und Sterbende erkoren,
Die Reinheit dieſes Himmels auszuſchlürfen,
Die einen, weil ſie Gott erſt halb verloren,
Die andern, weil ſie wieder zu ihm dürfen.
Wir aber, losgelöſt von ſeinem Saume,
Wir müſſen, eh wir müde heimwärts kehren,
Wie Schlummernde im weſenloſen Traume
Den Einklang zwiſchen (hinausdeutend) dort und (ans Herz) hier entbehren.
So mag's wohl ſein. Wir fühlen überall
Der eignen Seele Sinn als Widerhall,
Aber der Ton iſt dumpf, verworren, nebelhaft —
Erklungen kaum, ſchon wieder fortgerafft.
Was war das nur? Wir lauſchen, ſinnen nach,
Und Irrtum ſcheint's, wo doch die Wahrheit ſprach.
Es iſt, als ob ein bloßer Kniff uns äffte —
Auf falſcher Fährte mühn ſich unſre Kräfte.

Einführung in den „Peer Gynt“

Das Weſen des Peer Gynt[22]

„Wenn ich mich beſinne,
beſinnt ſich der Weltgeiſt."
Schopenhauer.

Daß jeder befriedigte Wunſch einen neuen zeitigt, daß alſo unſer Wünſchen endlos, unſer Glück auf Erden beſtandlos iſt, dieſes Haben und doch nicht Haben erklärt der Philoſoph mit der Welt als einer bloßen Vorſtellung, als einer Art Traum. Die äußeren Dinge, zu denen auch unſer Leib gehört, ſind ihm nur Illuſionen, nur Erſcheinungen, ähnlich den Gaukeleien, die wir im gewöhnlichen Schlummer nicht minder greifbar zu erblicken glauben. Ebenſo wie wir in dieſem fortwährend nach einem Nichts faſſen, iſt auch alles, was uns das ſogenannte wache Leben an äußerem Beſitz bietet, nur ein Nichts, eine Vorſpiegelung, die wir nur ſolange für wertvoll halten, als wir uns danach ſehnen, aber nicht mehr beachten, wenn wir ihrer habhaft geworden ſind; weshalb z. B. der Geſunde gar nicht merkt, daß er geſund iſt, der Reiche nicht, daß er in der Fülle lebt. Wir unterliegen alſo, indem wir die irdiſche Welt bejahen, einem *Wahn* und ſind um *ſo wahnſinniger*, je leidenſchaftlicher wir es tun.

An dieſem Standpunkte müſſen wir feſthalten, denn er iſt der Standpunkt Ibſens im „Peer Gynt". Für den Dichter gibt es nicht „gut" und „böſe" im üblichen (vorgeſtellten) Moralſinn, ſondern er geht weit darüber hinaus und ſetzt dafür das „Mehr oder minder im Weltwahn Verſtricktſein". Je weniger der Menſch das nur Scheinbare der irdiſchen Welt herausfühlt, deſto gieriger *will* er ſie, deſto rückſichtsloſer aber auch verhält er ſich gegen alles, wovon er ein Hemmnis auf dem Wege zu den vermeintlichen Genüſſen befürchtet, deſto *ſelbſtſüchtiger* iſt er, deſto „böſer" ſtellt er ſich dar. Und umgekehrt: je mehr er die Täuſchung dieſer

Welt durchſchaut, deſto geringere Veranlaſſung hat er, ſie auszubeuten, deſto erhabener iſt er über ſie, deſto ſelbſtloſer gibt er ſich, deſto ſtärker macht er den Eindruck des „Guten". Den Trug der Welt empfinden kann man aber nur ſo lange, als man ſich der göttlichen Seele, ſeiner heimlichen Urſache, wenigſtens einigermaßen bewußt iſt, als man Anteil hat an der höchſten Vernunft, die nicht mit dem Verſtand verwechſelt werden darf. Dieſer iſt vielmehr nur ihr Werkzeug, ihr Hilfsmittel, um der Vorſtellung Herr zu werden; wie er denn auch ſofort zur (weltbejahenden) Schlauheit mißbraucht wird, wenn die geiſtige Urkraft erlahmt, wenn die Seele (die Vernunft, der Genius) an den Schein der Welt ſich leidenſchaftlich verliert. Mit Recht tun wir deshalb den ſchlauen Menſchen als den „geriſſenen" ab; denn ohne ſeeliſchen Halt wird er von den Nichtigkeiten des Daſeins förmlich hin- und hergeriſſen, weswegen er wiederum nach allen Seiten hungrig zu ſpähen pflegt. Nun verſteht man wohl auch, warum ſchon die Alten (Plato) Weisheit und Güte für ein und dasſelbe erklärten: die dem Weltwahn entfremdete, weil der Selbſterkenntnis nahe Seele wird nicht durch die Scheindinge zum „Böſen" verlockt, ſondern ſtrebt eo ipso zum „Guten", zur eigenen Vollkommenheit, zum endgültigen Erwachen.

Das hindert freilich nicht, daß ſie oft und ſo oft wieder ſchlaftrunkener wird und dann im gleichen Verhältnis der Fata morgana ſich hingibt; und ſo hat auch der edelſte Menſch ſeine Stunden des Wahns, hat er auch ſein Trachten zum Niederen (rein Irdiſchen), ſeine Niedertracht. Am ſtärkſten iſt der Wille nach außen in der Jugend, gerade als ſtünde dieſe noch unter der unmittelbaren Nachwirkung des „Sündenfalles" (des Sturzes in die Scheinwelt) und müßte ſich erſt austoben, um ſich wieder zurechtzufinden. Daher das deutſche Sprichwort „Jugend hat keine Tugend", treffender

das türkiſche „Jugend gehört halb und halb zur Raſerei", mit am durchdachteſten der Satz des Grafen Rochefoucauld „Die Jugend iſt ein fortdauernder Rauſch, das Entwicklungsfieber der Vernunft". Die früheſte Kindheit ſcheidet hier aus: es iſt, als fiele ſie noch in das verlorene Paradies, weshalb ihrer auch das Himmelreich der ganzen Unſchuld iſt. Erſt von da an beginnt der eigentliche Sturz und damit das „Böſe" gleich mit ſtärkſter Gewalt. Der unreife Menſch, namentlich im Pubertätsalter (das oft kein Ende zu finden ſcheint), offenbart das leidenſchaftlichſte Sehnen nach dieſer Welt, erwartet von ihr Wunder auf Wunder, erweitert ſie ſogar über das gewöhnliche Maß hinaus, indem er vielen Dingen noch eine beſondere Bedeutung beilegt (Peer Gynt vor dem Stuhl, der ihm zum Pferd wird), während ſie dem Reifen immer mehr zum Nichts verblaßt; und iſt daher durchſchnittlich ſelbſtſüchtiger als dieſer, infolgedeſſen auch wollüſtiger, anmaßender, gewalttätiger, machtgieriger, eitler uſw. (lauter Merkmale der ſtärkeren Weltbejahung, an denen ſich übrigens zeitlebens der jeweilige Seelenzuſtand des Menſchen verrät). Das m u ß ſein, denn nur durch die „Sünde" können wir — beide Worte haben die gleiche Wurzel — „geſunden", nur durch die Täuſchung enttäuſcht werden. Man nennt das Entwicklung, weil die Seele ſich aus dem Traumgeſpinſt förmlich herauswickelt. Der im vornherein Altkluge, der „Muſterknabe", wird das Nu ſeiner Zeitlichkeit mit wenig Gewinn an Einſicht, dafür aber wohl mit ſehr viel an äußeren Glücksgütern („Nadelöhr") beſchließen, was ich hiermit unter Bezug auf die karge Vermögenslage des ſterbenden Peer Gynt beſonders hervorhebe. Man kann ſogar ſagen: je wilder einer nach außen ſtrebt, deſto mehr Möglichkeit hat er, nach innen zu finden — vorausgeſetzt, daß er ſich immer wieder r e c h t z e i t i g vom Außen abwendet, daß er alſo dementſprechend ſein

Schwergewicht — und darauf kommt es an! — im Innen hat. Ein ſolcher Menſch iſt gar nicht imſtande, ſich dauernd an den Schein der Welt zu verlieren; denn was ihm auch davon zu teil werden möge, das Kleinſte wie das Größte, durchſchaut ſeine ſtets von neuem aufgerichtete, ſeine dann aufrichtige Seele mehr oder minder ſchnell als Blendwerk und läßt es fahren (Peer Gynt die pflichtvergeſſene, nicht liebende, ſondern nur verliebte, d. h. zu keinem Opfer bereite Ingrid, die ganz und gar der Fleiſchlichkeit verfallenen Sennerinnen, die durch und durch inhaltloſe Anitra). Nicht Überſättigung treibt ihn zur Abkehr, ſondern plötzliche, aus dem tiefſten Innern ſtammende Erkenntnis, unter Kämpfen, die ſich häufig ſo raſch vollziehen, daß der Splitterrichter ihrer gar nicht gewahr wird. Die unbewußte Loſung eines ſolchen „Auserwählten" — und daß er das iſt, empfindet er ſelbſt am meiſten, Peer ſo und ſo oft — bleibt trotz ſeines gegenteiligen Gebarens (Auftrumpfens) „Sei du!", d. h. „Ringe dein Ich, deine Seele durch, mitten durch den Wahn!" oder, was dasſelbe beſagt, „Lüge dir nichts über deine Lüſte, geſchweige denn über deren Ziele vor!" Die freiere, die ſchon faſt wieder göttlich gewordene Seele erkennt eben die Sinn- und Nutzloſigkeit der Lüge; nur die unfreie glaubt noch, Wunder was mit ihr zu erreichen, und wählt deshalb das „Außenherum", die Ausreden aller Art, umſtrickt, wie ſie iſt, vom „großen Krummen", richtiger vom großen Dunſt (der Welt). Hemmungsloſe Weltbejahung und Lüge decken ſich; der „Fürſt dieſer Welt" heißt der „Vater aller Lüge". Dieſe echte, dem wahren, dem urſprünglichen Chriſtentum völlig zuwiderlaufende Troll-Geſinnung möchte um keinen Preis etwas anderes als das Irdiſche gelten laſſen und haßt bis aufs Blut alles, was im Beſitz des rechten Blickes, des in die Ewigkeit gerichteten rechten Auges

(Angelus Sileſius) ſie widerlegt. Der Wille zur Macht beherrſcht ſie, und rohe Gewalt iſt die ultima ratio ihrer Unerſättlichkeit (Volksverführung), weshalb ihr verdichtetes Symbol, der „große Krumme", dem jungen Peer die brutale Fauſtbetätigung als das beſte Mittel zum Aufſtieg auf die Höhen des Lebens vorheuchelt. Nun verſteht man wohl auch, warum dieſes Geſpenſt von ſich ſagen kann, es ſei zugleich lebendig und tot: Die Scheinwelt, die ſich in ihm verſinnbildlicht, wirkt nur wie lebendig, in Wahrheit iſt ſie ein totes Nichts. Nicht mit der Zeit, ſondern in der Zeit, in der Zeitlichkeit (d. h. ſolange die Vorſtellung anhält) ſiegt der „große Krumme", niemals endgültig, niemals ſo, daß dadurch das einzig Weſentliche, die göttliche Seele, auch nur den geringſten Abbruch erlitte. Wahn, Wahn und wieder Wahn liegt aller Troll-Geſinnung zugrunde, innere Dumpfheit, Trägheit, Schlummer der Seele (der „große Krumme" ſchnarcht); nur nach Schemen greift der durch und durch verblendete Weltbejaher, der „Lügengott", der „Luzifer" (d. i. jeder Menſch, ſolange er das Göttliche, den „Chriſt, in ſich verleugnet), und bleibt daher immer der „Magere", der betrogene Betrüger, der „dumme Teufel".

Für die kurze Spanne ſeiner Zeitlichkeit iſt er (der dem Wahn bis zum Selbſtmord Hingegebene) wohl verloren, nicht aber für die Ewigkeit, denn die auch ihm zugehörige Seele, ein an ſich Vollkommenes, muß einmal aller Irrtümer ledig werden, wie es denn auch auf Erden keinen noch ſo großen Wahnſinn gibt, hinter dem nicht wenigſtens eine leiſe Spur des göttlichen Lichtes aufleuchtete. Dies veranſchaulicht Ibſen durch das Irrenhaus, wo aus der Mitte der ſelbſtmörderiſchen Narren (die alle von der eitlen Sucht nach Ruhm gepeinigt werden) doch die ewige Vernunft wie ein verzerrter Schatten zum Durchbruch gelangt: in der Geſtalt des Dr. Begriffenfeldt. Die drei zu

Wort kommenden Geiſteskranken, beſſer, Gemütskranken (leider zwingt die Bühne zum Verzicht auf ihre Reden) verkörpern, und zwar in der Steigerung, die beſonderen Anſätze Peers zur rückhaltloſen Weltbejahung: Huhu ſeinen Willen zur Cäſarenmacht unter Ausſchau nach dem mit dem „Recht auf Gröhlen" zu ködernden Pöbel; der Fellah, durch den Glauben an die ewige Wiederkunft auf Erden, ſeinen Zweifel an der himmliſchen Erlöſung; Huſſein, der nur ein „Sandfaß" (Sand in die Augen) iſt, ſich aber für eine „Feder", d. h. für einen Dichter, hält, den Größenwahn ſeiner ungeſchulten Phantaſie. Es iſt eben Peers eigener Seelenzuſtand um jene Zeit, den der ganze Spuk verſinnbildlicht, und zwar iſt er es auf der entſcheidenden Wende von außen nach innen, ſchon voller Angſt vor der Gefahr des rettungsloſen Aufgehens im Weltwahn. Gerade jedoch dieſes Entſetzen Peers (ſeine Seele ent-ſetzt ſich noch, ſtatt ſich zu behaupten) verrät, daß ihm da noch viel zur inneren Freiheit fehlt, denn jede Furcht offenbart Mangel an ſeeliſcher Kraft; zum Glück aber ſteht es nicht allein, ſondern paart ſich mit dem Mitleid, dem erſten Merkmal der erwachenden Seele, inſofern dieſe ſich wenigſtens im Nebenmenſchen empfindet. Es gibt nämlich noch ein zweites ſolches Merkmal, das zwar ſelbſtändig zutage treten kann, aber nie echt iſt, wenn nicht zuvor das Mitleid, das Leid überhaupt ſich durchgerungen hat; in dieſem Fall, nur in dieſem Fall kennzeichnet es einen außergewöhnlich hohen Grad innerer Freiheit, einen ſo hohen, daß es in der Regel wie dieſe nur ſprungweiſe zur Geltung kommt — der welterhabene Humor. Seine Grundbedingung iſt, wie geſagt, das Leid; ſonſt haben wir ſtatt ſeiner den bloßen, ſelbſt bei der größten Oberflächlichkeit noch aggreſſiven Witz, der ſich zu ihm wie Schlauheit zur Weisheit verhält, alſo immer ein Zeichen von nachdrück-

licher Weltbejahung iſt (Satiriker). Peer Gynts Humor — man beachte das wohl — kommt ſtets aufs neue zum Vorſchein, ſo oft er auch von allen möglichen Schrecken in den Hintergrund gedrängt wird; gerade dann aber, zuweilen im erſchütterndſten Augenblick, ringt er ſich gern überraſchend empor und beweiſt dadurch die plötzliche Befreiung unſeres Helden von der Scheinwelt. Dann kann auch keine rechte Zerknirſchung mehr in Peer aufkommen, erreicht iſt für eine Weile der Gipfel, unter dem ſogar die Reue als letzter Erdenreſt verſinkt, angeſichts der ewig ſakroſankten Seele, der unausbleiblichen „Ruhe in Gott". Vergebens ſucht der „Knopfgießer", die Verkörperung der Gewiſſensbiſſe, Peer zu packen, indem er deſſen göttliches Ich mit der „Einſchmelzung" in das Vielerlei eines neuen Scheindaſeins bedroht; Peer ſchüttelt ihn ſcherzend ab, ungeachtet aller ſchweren Bedenken, die ſeinen Humor auf das Schmerzlichſte unterbrechen. Sein ehemaliges Liebäugeln mit dem Trollſtandpunkt geht eben zur Neige, der „Dovrealte" hat gründlich abgehauſt — „Theater", weiter nichts. Mit am ſtärkſten triumphiert Peers Empfinden für das unſterbliche Weſen auf dem ſcheiternden Schiff; er lernt zwar die Todesangſt, den „fremden Paſſagier", kennen und ringt zunächſt verzweifelt mit dem Koch um das vergängliche Daſein, aber hier wie dort verraten kurze Blitzlichter des Humors ſeine Einſicht in das Traumhafte und deshalb Unwichtige der Körperwelt. Ein echter „Troll" würde ſich in einer ſolchen Lage erheblich anders benehmen — wie, erübrigt ſich wohl zu ſagen.

Das ungefähr iſt die Grundlage des „Peer Gynt", freilich nur für denjenigen brauchbar, „der ſie ſchon ſein nennt als eigenes Leben, oder ſie wenigſtens beſitzt als eine Sehnſucht ſeines Herzens", wie uns die im ſelben Gedankengang wurzelnde deutſche Myſtik belehrt, wohl wiſſend, daß Glei-

ches nur von Gleichem verſtanden wird. Wer nun ſo gerüſtet iſt, der kann auch noch den letzten Schritt wagen, dahin, wo ſich alles Irdiſche als der Widerſchein oder das Sinnbild des Seeliſchen gerade noch ertaſten läßt. Wenn nämlich das Außen tatſächlich dem Innen entſpringt, ſo muß jedesmal eine gewiſſe Übereinſtimmung der beiden vorhanden ſein, d. h. die jeweilige Umwelt des Menſchen muß dem jeweiligen Zuſtand ſeiner Seele irgendwie entſprechen. Über Ahnungen hinaus läßt ſich aber nach dieſer Richtung ſchwerlich kommen, ſchon allein, weil der Seelenzuſtand in der Regel einem fortwährenden, einem blitzſchnellen Wechſel unterliegt und deshalb die dann ebenſo raſchen, noch dazu ſchattenhaft feinen Veränderungen ihres Außen gar nicht ins Bewußtſein zu heben vermag, auch nicht nachträglich. Nur die allgemeine Erfahrung zeigt uns, daß z. B. der Verbrecher meiſt unter Verbrechern, der Mönch unter Mönchen, der Händler unter Händlern, kurz, Gleiches unter Gleichem lebt (Fluidum). Der Menſch verwechſelt alſo faſt immer die Urſache mit der Wirkung, und ſo lange er das noch tut, geht er auf falſcher Fährte.

Jedesmal, wenn Peer Gynts Seele ſich mehr dem „Erwachen" nähert, tritt auch die reine Solveig in ſeinen Kreis, als das Spiegelbild ſeines augenblicklichen reinen Fühlens, oder erſcheint ihm wenigſtens in der Ferne. Wir nennen das ideale Liebe, mit Recht, weil es die Liebe der Seele zu ihrer eigenen Idee, zu ihrem Urbild darſtellt; und es iſt die einzige Liebe, die ſo zu heißen verdient, es iſt die Liebe zu dem Göttlichen in uns, eben zu unſerer Seele, nur durch das Außen vermittelt. Darum „beſeeligt" ſie uns auch ſo und wird uns die Geliebte zur „Angebeteten". Solveig heißt „Sonnenweg", damit iſt wohl alles geſagt. Wenn Peer Gynt tatſächlich der große Schwächling und Lügner wäre, für den ihn das Phariſäertum immer wieder anſpricht,

er hätte keine Solveig, ſeine ſtändige Umgebung wäre das „Trollpack“. Er unterliegt aber zeitlebens nur vorübergehend der Schwäche, ſein Grundzug iſt trotz alledem die Treue gegen ſein beſſeres Ich; und deshalb iſt auch Solveig, deſſen Spiegelbild, die treue, und zwar über Zeit und Raum hinweg. Der lateiniſche Ausdruck für „treu“ lautet „fidelis“, woher wieder unſer „fidel“ kommt. Auch noch unter dem Kreuz der ärgſten Miſere „kreuzfidel“ ſein („mein Weg iſt leicht“), das wäre das Höchſte, was wir an innerer Freiheit erreichen könnten. Peer Gynts immer wieder hervorbrechender Humor, die jedesmalige Folge des Beſinnens ſeiner Seele auf ſich ſelbſt, findet ſein ſymboliſches Gegenſtück an Solveigs heiterer Lieblichkeit, beſonders in „Solveigs Lied“, das auch den leiſeſten Verſuch, ſich dem Schmerz hinzugeben, durch eine Art Jodler voll inniger Fröhlichkeit übertönt. „Die größte Luftverdünnung in der Muſik“, nennt Weininger dieſes Lied; wir wiſſen jetzt, warum es anmutet, als käme es aus überirdiſchen Sphären. Ebenſo wiſſen wir jetzt, weshalb Solveig die unberührte bleibt. Weil an Peer Gynts Seele, die ſie verkörpert, letzterdings nichts „Böſes“ heranreicht. Je weniger ſchlaftrunken ſie iſt, je mehr ſie alſo das „Diesſeits“ auf ſeinen Trug durchſchaut, deſto ſchneller ſchlägt ihr Sehnen nach den Phantomen, von dem auch die reinſte nicht verſchont bleibt, in die Abkehr um, ſobald ſie ihnen zu nahe tritt: und zwar vollzieht ſich dieſer Wechſel oft mit einer um ſo größeren Pein, je mehr ſie im Außen ihr eigenes Weſen und damit Frieden zu finden glaubte. „Ingrids Klage“ gibt alſo in Wahrheit nicht das verzehrende Glückverlangen der verlaſſenen Braut wieder, ſondern die Herzensnot unſeres Helden ſelbſt, ſeine qualvolle Enttäuſchung, die noch kein Lichtſtrahl über die Schwermut hinaus zu beruhigen vermag. Nicht minder tief nachempfunden ver-

deutlicht ſich in „Anitras Tanz“ und im „Arabiſchen Tanz“ Peer Gynts eigener Seelenzuſtand um die betreffende Zeit; dort (entſprechend den bloß ſpieleriſchen Worten Peers zu Anitra) als ein hin- und herſpringendes Naſchen am nur reizvollen, nur oberflächlich wirkenden Schein, hier wie die Schwüle einer übertriebenen Verlogenheit (des Prophetenſchwindels), hinter der ſchon der reinigende Humor kichert. Deshalb entpuppt ſich auch die Anitraſzene ſehr ſchnell als ungefährlicher Narrenſtreich, aus dem ſich Peer ſofort wieder zur inneren Freiheit erhebt, um im ſelben Augenblick als — Bettler dazuſtehen. Erheblich ſchlimmer iſt es mit ſeiner Seele während der Trollſzene beſtellt, in der „Halle des Bergkönigs“, wo ſich ihre zeitweilige Verblendung in dem unendlich trägen, förmlich tieriſchen Behagen ihrer Umwelt widerſpiegelt, faſt hoffnungslos, wenn dazwiſchen nicht doch eine jagende Unruhe zur Geltung käme; bis ſchließlich auch dieſer Spuk vor der aufdämmernden Sehnſucht nach dem Reinen in ſein Nichts verſinkt und der ganzen Herrlichkeit des heranflutenden göttlichen Lichtes weicht, wie das in wundervoller Steigerung durch die „Morgenſtimmung“ zum Ausdruck kommt. Anders wieder beim Tod ſeiner Mutter, bei ſeinem Abſchied von einer Erſcheinung, an der ebenfalls, wie nach außen verlegt, die Seele unſeres Helden „hängt“, an der alſo auch eine beſtimmte Richtung ſeines inneren Menſchen ſich verrät. Wenn wir näher hinſehen, werden wir erkennen, daß Peers jugendliche Art, ſein beſſeres Ich mit allem möglichen Firlefanz zu übertäuben, in der nur zu weltlichen Geſinnung ſeiner Mutter das leicht verſchleierte Gegenſpiel findet, ſo lange, bis er entſchloſſen mit dieſem Teil ſeines Lebens bricht oder, was dasſelbe ſagt, Mutter Aaſe ſtirbt. Vergebens klammert er ſich noch kurz zuvor, in ihrer Todesſtunde, an das Märchen, an die Selbſtbelügung;

zutiefſt ahnt er bereits das Falſche des bisherigen Weges, und nur ſchwachherziges Mitleid *mit ſich ſelbſt* (denn jedes Mitleid erſtreckt ſich auf den, der es empfindet) hält ihn davon ab, ſeinem anderen Ich die Augen über die Wahrheit zu öffnen. Deshalb ringt ſich in Griegs „*Aaſes Tod*" noch keine rechte Erlöſung durch, nur immer wieder ein Anſatz dazu — die ungeheuere Traurigkeit bewußter Schwäche. Nun begreift man die erſchütternde Stelle der Dichtung, wo der alte Peer Gynt, vor der Zwiebel in die Betrachtung ſeiner Vergangenheit verloren, plötzlich den ſchrillen Vorwurf ſeiner Mutter über die Täuſchung jener Todesfahrt zu hören vermeint: nah der eigenen, der wahren Erlöſung, fühlt er nachträglich aus der damaligen Reueloſigkeit ſeiner Mutter die eigene Schuld heraus, wiewohl ſchon unter heimlichem Mißtrauen gegen deren Schwere. Erſt in ſeinem letzten Augenblick, in der letzten Sekunde ſeiner irdiſchen Wanderſchaft, wo ſich ihm der Grundirrtum ſeines Lebens zu einem welterhabenen Schmerz verdichtet, angeſichts der höchſten, in Solveig endlich wiedergefundenen Wahrheit löſt ſich auch noch der Reſt ſeines Wahns; mit dem Munde Solveigs ſingt ſeine Seele ſich ein, hinein in den göttlichen Frieden.

Das Judentum in und außer uns

Das Judentum in und außer uns[23]

Erſter Abſchnitt

„Paulus aber ſah den Rath an und ſprach: Ihr Männer, liebe Brüder, ich habe mit allem guten Gewiſſen gewandelt vor Gott bis auf dieſen Tag. — Der Hoheprieſter aber, Ananias, befahl denen, die um ihn ſtanden, daß ſie ihn aufs Maul ſchlügen. — Da ſprach Paulus zu ihm: Gott wird dich ſchlagen, du getünchte Wand! Sitzeſt du und richteſt mich nach dem Geſetz, und heißeſt mich ſchlagen wider das Geſetz? — Die aber umher ſtanden, ſprachen: Schiltſt du den Hohenprieſter Gottes? — Und Paulus ſprach: Liebe Brüder, ich wußte es nicht, daß es der Hoheprieſter iſt. Denn es ſtehet geſchrieben: Dem Oberſten deines Volkes ſollſt du nicht fluchen. — Als aber Paulus wußte, daß ein Theil Sadducäer war, und der andere Theil Phariſäer, rief er im Rath: Ihr Männer, liebe Brüder, ich bin ein Phariſäer, und eines Phariſäers Sohn; ich werde angeklagt um der Hoffnung und Auferſtehung willen der Todten. — Da er aber das ſagte, ward ein Aufruhr unter den Phariſäern und Sadducäern, und die Menge zerſpaltete ſich. — Denn die Sadducäer ſagen, es ſey keine Auferſtehung, noch Engel, noch Geiſt; die Phariſäer aber bekennen beides. — Es ward aber ein großes Geſchrei. Und die Schriftgelehrten, der Phariſäer Theil, ſtanden auf, ſtritten und ſprachen: Wir finden nichts Arges an dieſem Menſchen; hat aber ein Geiſt oder ein Engel mit ihm geredet, ſo können wir mit Gott nicht ſtreiten. — Da aber der Aufruhr groß ward, beſorgte der oberſte Hauptmann, ſie möchten Paulus zerreißen, und hieß das Kriegsvolk hinab gehen, um ihn

von ihnen zu reißen, und in das Lager führen. — Des andern Tages aber in der Nacht ſtand der Herr bei ihm, und ſprach: Sey getroſt, Paulus; denn wie du von mir zu Jeruſalem gezeuget haſt, alſo mußt du auch zu Rom zeugen. — Da es aber Tag ward, ſchlugen ſich etliche Juden zuſammen, und verbanneten ſich, weder zu eſſen noch zu trinken, bis daß ſie Paulus getödtet hätten. — Ihrer aber waren mehr denn vierzig, die ſolchen Bund machten. — Die traten zu den Hohenprieſtern und Aelteſten, und ſprachen: Wir haben uns hart verbannet, nichts anzubeißen, bis wir Paulus getödtet haben. — So thut nun kund dem Oberhauptmann und dem Rath, daß er ihn morgen zu euch führe, als wolltet ihr ihn beſſer verhören; wir aber ſind bereit ihn zu tödten, ehe denn er vor euch kommt."

So erzählt das 23. Kapitel der Apoſtelgeſchichte. Wir erfahren da noch, daß die „Hohenprieſter und Älteſten" tatſächlich auf den meuchleriſchen Plan eingingen. „Pauli Schweſter Sohn", der „den Anſchlag hörete", berichtet dem römiſchen Oberhauptmann: „Die Juden ſind eins geworden, dich zu bitten, daß du morgen Paulus vor den Rath bringen laſſeſt, als wollten ſie ihn beſſer verhören." Demzufolge müſſen auch die Phariſäer der herrſchenden Meinung nachgegeben und das Komplott gutgeheißen haben, und zwar, wie ſchon ihre mattherzige Verteidigung des Paulus erraten läßt, ohne viel Gewiſſensbiſſe.

Kurz entſchloſſen läßt der Römer den bedrohten Apoſtel durch zwei Unterhauptleute zum Kaiſerlichen Landpfleger Felix nach Cäſarea bringen, unter den größten Vorſichtsmaßregeln. „Rüſtet zwei hundert Kriegsknechte, daß ſie gegen Cäſarea ziehen, und ſiebenzig Reiter und zwei hundert Schützen auf die dritte Stunde der Nacht." Er iſt alſo ohne weiteres davon überzeugt, daß die geſamte Juden-

ſchaft oder wenigſtens ihr größter Teil dem Paulus ans Leben will. Unzweifelhaft kennt er auch den Grund ihrer mörderiſchen Erbitterung und hält ihn für ſtichhaltig genug, um die möglichſte Vorſicht walten zu laſſen.

Man überlege: Paulus wird vor dem Hohen Rat ſeines Volkes angeklagt, weil er an die Auferſtehung der Toten glaubt. Er ſelbſt ſagt es, mehr denn einmal. Aber die anderen Phariſäer glauben ebenfalls daran und werden nicht angeklagt. Schon hier wird es klar, daß ſich die Art ſeines Glaubens weſentlich von der ſeiner vermeintlichen Geſinnungsgenoſſen unterſchied. Hinter Paulus ſtand der Schatten Chriſti, mehr brauche ich wohl nicht zu ſagen. „Wehe euch, Schriftgelehrte und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuſchließet vor den Menſchen; ihr kommet nicht hinein, und die hinein wollen, laſſet ihr nicht hinein gehen.“ Wir wiſſen, wie oft Chriſtus ſich derartig erboſt gerade gegen die Phariſäer wendet. „Ihr Heuchler!“ Es iſt ſehr bezeichnend, daß er bei ſeinen Verdammungsurteilen immer nur ſie mit Namen nennt, nie die Sadducäer, trotzdem dieſe doch im Hauptpunkt ſeiner Lehre, im Unſterblichkeitsgedanken, ſeine offenkundigen Gegner ſind, während jene ihm darin beizupflichten ſcheinen. Chriſtus kennt eben ſeine Leute; er weiß, daß die Phariſäer, wenn ſie von Geiſt, Engeln u. dgl. reden, durchaus nicht den „Geiſt“, das Himmelreich im Menſchen, das er ſelbſt meint, verſtehen, ſondern eine recht weltliche Vorſtellung damit verbinden, ungefähr als wäre das Jenſeits nur die luſtvollere Fortſetzung des Diesſeits. Daß die Körperwelt durchaus nicht das wichtigſte oder gar einzige iſt, was es gibt, daß vielmehr hoch über allem, und zwar von Ewigkeit zu Ewigkeit, das Seeliſche thront, als das allein Wertvolle, allein Unvergängliche — davon haben weder die Phariſäer noch überhaupt die Juden den leiſeſten Schimmer. Und ſo iſt

auch ihr Glaube an die Auferſtehung, wenn er ſich ja einmal hervorgewagt, nur eine andere Form ihrer rein irdiſch gerichteten Gefühlsweiſe, ein Afterglaube, eine bloße Gaukelei, hinter der ſich die Herzenshärtigkeit mit Händen greifen läßt. „Ihr Heuchler!“ Wie geiſtlos die Phariſäer über das Daſein hinausſchielen, wie ſie nicht das geringſte Verſtändnis für das bloß Bildhafte der Heilandsworte beſitzen, wie buchſtäblich ſie ſich das Erhabenſte zurechtdeuten, offenbart ſich am beſten da, wo die Sadducäer, „die da halten, es ſei keine Auferſtehung“, ſich höhniſch der platten Unſterblichkeitsidee ihrer politiſchen Gegner bedienen, um Chriſtus damit in die Enge zu treiben, Ev. Marci, 12. Capitel. Sieben Brüder ſeien nacheinander geſtorben und hätten nacheinander alle dasſelbe Weib gehabt. „Nun in der Auferſtehung, wenn ſie auferſtehen, weſſen Weib wird ſie ſein unter ihnen?“ Daß hier die Sadducäer den ihnen zunächſtliegenden Gedankengang der Phariſäer ausſpielen, unterliegt wohl keiner Frage; ſie ſelbſt leugnen ja die ewige Fortdauer. Vielleicht verſteht man jetzt, warum Chriſtus mit ſeinem Zorn die Phariſäer ſtets beſonders bedenkt: ihr verkappter Materialismus widert ihn mehr an, als der unverlarvte der Sadducäer.

Es iſt alſo kein Wunder, daß zuletzt auch die Phariſäer den Anſchlag gegen Paulus billigten; denn was dieſer im Auge hatte, lag ihnen ebenſowenig wie den Sadducäern, ja, mußte ihnen ſogar in gleicher Weiſe verhaßt ſein. Ein fürchterlicher Haß, man überſehe das ja nicht. Was die Juden alles anſtellen, um Paulus zu vernichten, ſpottet jeder Beſchreibung. Daß die Rädelsführer weder eſſen noch trinken wollen, „bis daß ſie Paulus getötet hätten“, wiſſen wir bereits. Der Hoheprieſter Ananias, der gleiche, deſſen unbezähmbare Wut zu Anfang die Maulſchelle hervorrief, reiſt ihm mit den Älteſten und dem Redner Tertullus, an-

ſcheinend einem chriſtlichen Renegaten, zum Landpfleger nach. „Wir haben dieſen Mann gefunden ſchädlich und der Aufruhr erreget allen Juden auf dem ganzen Erdboden, und einem Vornehmen der Sekte der Nazarener.“ Allen Juden auf dem ganzen Erdboden! Durch ſeinen Glauben an die Auferſtehung der Toten! Durch nichts anderes! Denn was ſie ſonſt noch vorbringen, iſt offenſichtliche Finte, zur Bekräftigung der eigentlichen Klage, und wird von Paulus mühelos widerlegt. Nach Jeruſalem zurückgebracht, vor dem König Agrippa, ruft er verzweifelt aus: „*Warum wird das für unglaublich bei euch gerichtet, daß Gott Tote auferweckt?*“

Und nun kommt etwas Seltſames. Paulus beruft ſich da mit ſeinem Auferſtehungsglauben auf die „Verheißung, ſo geſchehen iſt von Gott zu unſern Vätern, zu welcher hoffen die zwölf Geſchlechter der Unſern zu kommen mit Gottesdienſt Tag und Nacht emſiglich.“ Im nämlichen Atemzug aber wirft er den Juden vor, daß ſie nicht an die Auferweckung der Toten glaubten. Danach muß jene Verheißung völlig außer Kurs geraten ſein. Auch Chriſtus ſelbſt erinnert einmal an ſie: „Aber von den Todten, daß ſie auferſtehen werden, habt ihr nicht geleſen im Buch Moſes, bei dem Buſch, wie Gott zu ihm ſagte, und ſprach: Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Iſaaks und der Gott Jakobs? — Gott aber iſt nicht der Todten, ſondern der Lebendigen Gott.“ Für Chriſtus iſt die Schlußfolgerung des letzten Satzes ſelbſtverſtändlich, für die Juden aber keineswegs, wie ihr ganzes Verhalten zeigt. Im Buch Moſes ſpricht Jehovah nur: „Ich bin der Gott Abrahams und der Gott Iſaaks und der Gott Jakobs.“ Daraus allein läßt ſich mit dem beſten Willen nicht jene Verheißung ableiten. *Es ſieht faſt ſo aus, als wäre da etwas im Laufe der Zeit abhanden gekommen.*

Dieſem Verdacht gibt ſchon Schopenhauer Raum. Parerga 1. 13. ſchreibt er:

„Die eigentliche Judenreligion, wie ſie in der Geneſis und allen hiſtoriſchen Büchern, bis zum Ende der Chronika, dargeſtellt und gelehrt wird, iſt die roheſte aller Religionen, weil ſie die einzige iſt, die durchaus keine Unſterblichkeitslehre, noch irgend eine Spur davon hat. Jeder König und jeder Held, oder Prophet, wird, wenn er ſtirbt, bei ſeinen Vätern begraben, und damit iſt alles aus; keine Spur von irgend einem Daſeyn nach dem Tode; ja, wie abſichtlich, ſcheint jeder Gedanke dieſer Art beſeitigt zu ſeyn."

Jeder Gedanke an die Unſterblichkeit wie abſichtlich beſeitigt! Sollte es tatſächlich wahr ſein, was Houſton Stewart Chamberlain (der wohl deshalb ſo gehäſſig befehdete) mit großem Spürſinn nachzuweiſen ſucht, daß zwiſchen den urſprünglichen Iſraeliten und den Juden ein himmelweiter Unterſchied zu machen iſt? Daß die Anſätze zu einer wahren Religion, die ſich bei jenen fanden, ſamt ihrer übrigen Weſenheit von dem „raſenden Gottesglauben", welcher dieſen jedes Gefühl für die eigene, die ewige Seele verwehrte, im Laufe der Zeiten ſpurlos verſchlungen wurden? Und daß das zuletzt planvoll vor ſich ging, von der jüdiſchen Prieſterklaſſe bewußt ſo geleitet? Wahrlich, dann verſtünde man, warum in Jeruſalem die Mahnungen der Propheten zur inneren Umkehr ſo gern mit der — Steinigung belohnt wurden. Die Propheten wären eben dann der heroiſche Ausdruck des noch übrig gebliebenen alten Iſraeliten-Geiſtes geweſen, während das Volk ihren Mörder, den bereits ſiegreichen Juden-Geiſt, den triumphierenden Geiſt der Wüſte, verkörpert hätte. Und auch das gellende „Kreuzige! Kreuzige!" der Hohenprieſter gegen die aus dem

verachteten „Heidengau“ (ſo und nicht anders überſetzt ſich „Galiläa“) emporgewachſene, überirdiſche Erſcheinung des Heilands verſtünde man. Und noch vieles, vieles mehr.

„Ihr ſollt alle Völker freſſen.“ Der Tod Chriſti war der Schlußſtein der Vernichtung desjenigen Volkes, mit dem die Juden nach ihrem Einfall in eine menſchlichere Welt wohl zuerſt in Berührung gekommen waren. Damals begann's, aus dem Nichts, dem „ewig Leeren“ der Wüſte heraus. Und ging ſo fort bis zum heutigen Tag.

Auch das römiſche Reich bekam durch das Judentum den Todesſtoß. Vor vielen Jahren hörte ich einmal in der Redaktion des „Berliner Lokalanzeigers“ deſſen damaligen Schlußdienſtleiter, einen früheren Rabbiner, laut frohlocken: „Das bringt nur ein Jude fertig, ſich wie Paulus frech auf das Forum zu ſtellen, mitten unter das Volk, deſſen Weltmacht ſeiner Lehre zum Opfer fallen mußte!“ Mit was ein Reich zerſtört wird, ob, wie das alte Rom, mittelſt des Chriſtentums oder, wie der deutſche Staat, mittels des Bolſchewismus, darauf kommt es dem Juden zunächſt nicht an; jedes Werkzeug, und wenn es ihm an ſich zuwiderer wäre, denn die Peſt, iſt ihm dazu recht, ſo lange, bis es ſeine Schuldigkeit getan hat. Dann allerdings beeilt er ſich, auch den verhaßten „Mohren“ nachzuſchicken. So manches Rätſel unſerer Tage erklärt ſich, glaub ich, jetzt von ſelbſt. Desgleichen ſehen wir, daß unſere Juden von der rein-chriſtlichen Geſinnung des Paulus nichts weniger als überzeugt ſind, ſondern geheime, ihrem Volk dienlich geweſene Zwecke dahinter wittern. Auch mir ſcheint Paulus niemals ganz vom Judentum losgekommen zu ſein; ja, ich empfinde gerade ihn als den Hauptverknöcherer des Chriſtentums, als denjenigen, dem wir, um mit Goethe zu reden, „die engherzigen, ſchreckenvollen Begriffe“ darin verdanken, wenn auch nicht unmittelbar. Schon daß er ſich in der

eingangs geſchilderten kritiſchen Lage dem oberſten Hauptmann als römiſchen Bürger kundtun ließ, um ſich ſchleunigſt Schutz zu ſichern, macht mir ſeine innere Wandlung ſtark verdächtig. Es iſt eben ein echt jüdiſcher Zug, ſich für einen wunder wie überzeugten fremdvölkiſchen Staatsbürger auszugeben, ſobald ſich davon etwas Vorteilhaftes erwarten läßt.

Wo man alſo hinſieht, die nämliche Geſchichte. Kein Wunder, daß anno 1832 der Jude Baruch, genannt Börne, wie von einem Alp erlöſt aufjubelte: er ſah — unglaublich, aber wahr — den Augenblick der „Befreiung Deutſchlands" (lies vom deutſchen Weſen) mit der Todesſtunde — Goethes in eins zuſammenfallen! Das Schlimmſte freilich iſt, daß er recht hatte. Kaum war unſres größten Seelſorgers ſterblich Teil beſtattet, brach über uns die ganze Springflut der jüdiſchen „Aufklärung" herein, mit der ungeheuren Lügenwelle Heine an der Spitze. Und ſchon damals verloren wir den jetzigen Weltkrieg. Die einzige Kraft, die uns in dem Verzweiflungskampf mit den Rieſen der Drachenſaat bis zuletzt geholfen hätte, unſere chriſtliche Weſenheit, ſchon damals fing ſie an, zu zerſtieben. „Sie wiſſen, wie ich das Chriſtentum achte", ſagte der zur Heimkehr bereite Goethe, „oder Sie wiſſen es vielleicht auch nicht. Wer iſt denn noch heutzutage ein Chriſt, wie Chriſtus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob Ihr mich gleich für einen Heiden haltet!" Kein anderer als Heine hatte auf ihn das Falſchmünzerwort vom „großen Heiden" geprägt, und die Unzahl der inzwiſchen gründlich „Aufgeklärten" ſprach es ihm mit frömmelnder Gebärde nach.

Daß Schopenhauer ausdrücklich von der eigentlichen Judenreligion redet, alſo ſtillſchweigend noch eine uneigentliche vorausſetzt, zeigt deutlich genug, wie abſichtlich er zwiſchen dem, was in den Überlieferungen den Juden gehört, und dem, was darin von woandersher als ein ihnen weſensfremder Beſtandteil mitgeſchleppt wird, die Grenze zieht. Deshalb unterſtreicht er auch „Judenreligion“: ſie iſt ihm eine Sache für ſich und hat mit jenen Überbleibſeln nichts gemein. Zur ausführlichen Behandlung des ganzen Themas kam er leider nicht; er widmet ihm faſt nur Fußnoten. Nichtsdeſtoweniger legt er doch auf einzelne beſondere Merkmale den Finger: „Im zweiten Buch der Makkabäer c. 7 tritt die Unſterblichkeitslehre deutlich auf: Babyloniſchen Urſprungs“. Oder: „Sollte die ſonſt unerklärliche Gnade, welche (nach Esra) Kyros und Darius den Juden erzeigen und deren Tempel wiederherſtellen laſſen, vielleicht darauf beruhen, daß die Juden, welche bis dahin den Baal, die Aſtarte, den Moloch uſw. angebetet hatten, in Babylon, nach dem Siege der Perſer, den Zoroaſter-Glauben angenommen haben, und nun dem Ormuzd unter dem Namen Jehovah dienten.“ Das Buch Esra gibt übrigens dem Philoſophen Gelegenheit, ſich über den jüdiſchen Charakter bitter auszulaſſen. Er meint, man lerne dort das Judentum von ſeiner „ſchändlichſten Seite“ kennen: „Hier handelt das auserwählte Volk nach dem empörenden und ruchloſen Vorbilde ſeines Stammvaters Abraham; wie dieſer die Hagar mit dem Ismael fortjagte, ſo werden die Weiber, nebſt ihren Kindern, welche Juden während der Babyloniſchen Gefangenſchaft geheiratet hatten, weggejagt; weil ſie nicht von der Raſſe Mauſchel ſind. Etwas Nichtswürdigeres läßt ſich kaum denken.“

Auf alle dieſe kritiſchen Unterſuchungen kommt es übrigens, was ich hiermit ſcharf betonen möchte, für unſere Zwecke gar nicht an, nur darauf, ob die Judenreligion den Unſterblichkeitsgedanken enthält oder nicht. Schopenhauers faſt ſprichwörtlich gewordene Forſcherredlichkeit ſagt kategoriſch nein, geradezu unermüdlich.

„Überhaupt beſteht das eigentlich Weſentliche einer Religion als ſolcher in der Überzeugung, die ſie uns gibt, daß unſer eigentliches Daſeyn nicht auf unſer Leben beſchränkt, ſondern unendlich iſt. Solches nun leiſtet dieſe erbärmliche Judenreligion durchaus nicht, ja, unternimmt es nicht." (Parerga I. 33.)

„Daß dasſelbe (das Judentum) die Grundlage der in Europa herrſchenden Religion geworden iſt, iſt höchſt beklagenswerth. Denn es iſt eine Religion ohne alle metaphyſiſche Tendenz." (Ebenda.)

„Auch erſehen wir aus den angeführten beiden römiſchen Klaſſikern (Tacitus und Juſtinus), wie ſehr zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Juden verabſcheut und verachtet geweſen ſind: zum Theil mag dies daher ſtammen, daß ſie das einzige Volk auf Erden waren, welches dem Menſchen kein Daſeyn über dieſes Leben hinaus zuſchrieb, daher als Vieh betrachtet wurde, Auswurf der Menſchheit, — aber große Meiſter im Lügen. (Parerga II. 374.)

Nochmals: Schopenhauers Grundzug war anerkanntermaßen die Gewiſſenhaftigkeit; ohne ſie wäre ihm ja auch nicht der immergrüne Lorbeer zuteil geworden. Wir dürfen daher überzeugt ſein, daß er ſich über die jüdiſche Religion genau unterrichtet hatte, als er ſie in den Kreis ſeiner Betrachtung zog. Überdies brauchen wir uns nur das Erlebnis des Paulus vor dem Synedrium vergegenwärtigen, und

auch der leiſeſte Zweifel iſt beſeitigt. Ein Freund ſchreibt mir zwar ſoeben (Heft 2 v. „Agd.“) die Apoſtelgeſchichte ſei nur mit Vorſicht zu genießen, mache z. B. — ich kann das augenblicklich nicht nachprüfen — Paulus zum Sohn eines römiſchen Bürgers (als ob nicht ſchon der alte Paulus ſich hätte „naturaliſiert“ haben können und doch Roms Feind geweſen ſein!) u. dgl. mehr; aber wenn es wirklich ſo mit der Apoſtelgeſchichte ſtünde, hätten meines Erachtens ſämtliche Überlieferungen keinen Wert. Meinetwegen haben ſie auch keinen; es kommt ja auch gar nicht ſo ſehr auf ſie an, als vielmehr auf den Geiſt, der uns aus den heutigen Juden handgreiflich genug entgegenſpringt. In ihm haben wir das Mittel, um uns in den jüdiſchen Geiſt der älteſten Zeit, und zwar in der Hauptſache unfehlbar zurückzuverſetzen; denn der Durchſchnittscharakter einer Nation ändert ſich ebenſowenig, wie der des einzelnen Menſchen. Was mein Freund noch ſchreibt, über Paulus ſelbſt, daß dieſer unbedingt überzeugter Chriſt geworden ſein müſſe, da er ſonſt nicht für das Chriſtentum die ärgſten Martern erduldet hätte, das beſtreite ich ebenfalls, indem ich zunächſt nur auf die Pauliniſche Lehre von Chriſti Auferſtehung hinweiſe. Kein anderer als Paulus hat den Gedanken, daß Chriſtus am dritten Tag in aller Körperlichkeit, alſo mit Haut und Haar auferſtanden ſei, in das urſprüngliche Chriſtentum eingeſchleppt! Sein jüdiſcher Schädel hatte eben niemals die Symbolik des Erlöſers begriffen, niemals begriffen, daß von dieſem unter jener Auferſtehung die endgültige Befreiung der Seele von der Zeitlichkeit, demzufolge auch vom „Fleiſch“ gemeint geweſen war — ein Grundirrtum, aus dem ſich dann allmählich die ganze ſpätere Verweltlichung der Evangelien, ihr ganzer Buchſtabengeiſt ergab. Nein, Paulus iſt nie völlig vom

Judentum losgekommen, und als er für das Chriſtentum litt, litt er zuletzt doch für ſein Judentum, für deſſen Buchſtabengeiſt, den er aber ganz inſtinktiv mit dem nötigen Quantum echt-chriſtlicher Ideen durchſetzt hatte, um damit das Römerreich, den übermächtigen Rivalen ſeines Volkes um die Weltherrſchaft, aus dem Sattel zu heben. Die jüdiſchen Plänkler hierzulande befolgen doch die gleiche Praxis, nur in umgekehrter Richtung! Sie reden (ſiehe Rathenau) von der „Seele" ſo ſelbſtverſtändlich, als hätten ſie die „metaphyſiſche Tendenz" ſchon mit der Muttermilch, wo nicht gar ſchon, natürlich nur indirekt, mit der Großmutter- und Urgroßmuttermilch eingeſogen, und manche mögen auch darunter ſein, denen es faſt ſo ſcheint, als ob es damit ſeine Richtigkeit habe; aber im Grunde iſt es eben nur Schein und beruht beſten Falles auf Einbildung. Gerade aber die Vermanſchung des chriſtlichen Ideals mit dem jüdiſchen Materialismus ſchädigt, und zwar ganz allein, das Chriſtentum; wie ein Tropfen Tinte genügt, um das hellſte Waſſer zu färben. Wäre es nur der einzige Tropfen! Aber es iſt eine ganz gehörige Portion, unglaublich viel Judentum, das uns ſeit Paulus immer wieder in unſer chriſtliches Weſen hineinpraktiziert wird. Anno dazumal mußte Rom daran glauben, und jetzt ſind wir ſo weit. Vielen Deutſchen fehlt zum echten Juden faſt nur mehr die Beſchneidung; Arm in Arm mit den Hebräern fordern unſere zahlloſen Nau- und Laumänner ſkrupellos das chriſtliche Jahrhundert in die Schranken. Aber das „Quos ego!" wird ſie ja wohl bald eines Beſſeren belehren, dieſe geiſtigen Hämlinge.

Alſo, um wieder auf die Hauptlinie zurückzukehren: Schopenhauer ſtellt das vollſtändige Fehlen des Unſterblichkeitsgedankens im entſcheidenden Kern der Judenreligion nachdrücklich feſt. Wir werden ſehen, daß die Meiſterſchaft im Lügen, die er dafür den Juden zuerkennt,

aus gar nichts anderem entſpringt, als gerade aus dem totalen Mangel an Gefühl für das überirdiſche, aus gar nichts anderem. Umſonſt heißt nicht der „Fürſt dieſer Welt“ der „Vater aller Lügen“. Man vergeſſe Schopenhauers Zuſatz nie, ich wiederhole es, nie, auch nicht einen Augenblick, ſobald man einen Juden, ganz gleich welchen, bloß von der Ferne erſchaut, und richte ſich im Geſpräch mit ihm unbeſehens danach! Sonſt iſt man im Handumdrehen, ja, ſchon beim erſten Blick eingewickelt. Lügen tun wir andern ja auch ſo und ſo oft, aber — ſtümperhaft.

Weil ich die Verdrehungskunſt der Juden aus dem ff. kenne, laſſe ich es hier nicht bei Schopenhauer bewenden. Ich bringe ihnen als Zeugen ſogar einen Mann, den ſie ſelbſt immer zu einem förmlichen Muſterbild ehrlichſter Humanität erhoben, d. h. wenn es ihnen ſo in den Kram paßte. Ich bringe ihnen ihren Liebling Voltaire. Freilich, daß dieſer die Juden nicht ſchmecken konnte — z. B. herrſchte er einmal in einem Brief den Hebräer Pinto, der ihn wegen ſeiner Angriffe auf die Judenheit hatte „herumreden“ wollen, mit einem kategoriſchen „Zurück, Jude! Bleib', was du biſt!“ in den Winkel und unterſchrieb ſich deutlich genug mit „Voltaire chrétien“, Voltaire der Chriſt! — davon freilich verlautete ihre Liebe zu ihm nie ein Wort, was ihnen am Ende auch nicht verdacht werden kann. In Voltaires Anmerkungen zu Pascals „Gedanken“ heißt es:

„Es handelt ſich hier nicht mehr um die Erhabenheit und Heiligkeit der chriſtlichen Religion, ſondern um die Unſterblichkeit der Seele, die die Grundlage aller bekannten Religionen außer der jüdiſchen iſt; ich ſage außer der jüdiſchen, weil dieſer Glaubensſatz an keiner Stelle des Pentateuchs, der Urkunde des jüdiſchen Geſetzes, ausgeſprochen iſt; weil kein jüdi-

ſcher Autor darin eine Stelle hat finden können, welche dieſen Glaubensſatz andeutete; weil es zur Anerkennung der Exiſtenz dieſer ſo wichtigen und grundlegenden Lehre nicht genügt, ſie vorauszuſetzen, ſie in einige Worte, deren natürlichen Sinn man zwingt, hineinzulegen: ſie muß vielmehr auf die poſitivſte und klarſte Weiſe ausgeſprochen ſein."

Hier wird es noch augenfälliger dargetan, auf was es einzig und allein ankommt: auf die Unſterblichkeit der Seele, überhaupt nur auf die Seele; denn wer bewußt Seele ſagt, der rechnet eo ipso mit ihrer Unſterblichkeit. Eins ohne das andere iſt eben nicht denkbar; das Unſterbliche iſt die Seele, und die Seele iſt das Unſterbliche. Außer der Seele gibt es aber nichts Unſterbliches, ſie iſt das allein Göttliche, innerhalb der Zeitlichkeit mit ſich uneins, nachher jedoch der „einige" Gott. Gott iſt Menſch geworden, d. h. nirgendswoanders ſteckt er, als im Menſchen, aber wie zerteilt: in den weltlichen und in den himmliſchen Geiſt. Oder wie Kant ſich ausdrückt: in den empiriſchen und in den intelligiblen Charakter (Selbſtſucht und Liebe). Der „himmliſche" Teil, der dem Juden, als ob er in ihm ſchliefe, durchaus fremd iſt, der „Gott, der mir im Buſen wohnet", bleibt bei aller Unraſt des anderen Teils „der ruhende Pol in der Erſcheinungen Flucht"; was ich aber jetzt noch nicht ausführen will, ſondern nur vorwegnehme, um daran anſchließen und dann zeigen zu können, daß wir Deutſche ſchon vor vielen Jahrhunderten Gott und Seele als eins empfunden haben. In der berühmten, erſt von Luther wieder ans Licht gezogenen „Theologia deutſch" heißt es: „Denn das wird erkannt in der Wahrheit, daß der innere Menſch ſtehen ſoll unbeweglich und der äußere Menſch ſoll und muß bewegt werden; und hat der innere Menſch in ſeiner Beweglichkeit ein Warum, das iſt

nichts anderes, denn ein Muß und Sollſein, geordnet von dem ewigen Willen. Und wo Gott ſelbſt der Menſch wäre oder iſt, da iſt ihm alſo." Oder iſt!! Man ſieht hier deutlich, daß der (unbekannte) Verfaſſer der Theologia gar nicht daran zweifelt, daß Gott ſelbſt der Menſch iſt; ſein „wäre" dient nur dazu, dem buchſtäblichen Kirchenglauben an einen Gott Vater im Himmel auszuweichen. Wer übrigens in Kant zu Hauſe iſt, wird ſtaunen, ſchon damals deſſen Imperativ „Du kannſt, denn du ſollſt" (d. h. du kannſt das Gute tun, ſonſt würde dir die innere Stimme nicht zurufen, daß du es tun ſollſt) faſt wortwörtlich ausgeſprochen zu finden. Mit Schopenhauer darf man hier nicht kommen. Er lehnt die Seele ab, aber nicht, weil er ſie leugnet, ſondern weil er abſichtlich nicht über die Erſcheinungswelt hinausgeht und deshalb nur das „Beweisbare" behandelt. Die Seele aber, aus demſelben Grund für Kant „Das Ding an ſich", iſt nicht zu beweiſen; warum, werden wir ebenfalls ſehen. Nur fühlen kann ſie ſich; das aber iſt der jüdiſchen Seele unmöglich, weil dieſe wie tot iſt, als wäre ſie überhaupt nicht vorhanden.

Verſtanden, d. h. mit dem bloßen Verſtand erfaßt hat das der Jude Otto Weininger, den ich hier als dritten und wohl wichtigſten, wenn auch nicht gewichtigſten Zeugen vorführe. Weininger iſt vielleicht der einzige Jude, dem ſo etwas wie ein leiſes Gefühl für die Seele aufging, aber ſchon das genügte, um ihn an dem furchtbaren Gegenſatz zwiſchen dem von ihm geahnten göttlichen Lichtſchimmer und der Nacht ſeines Judentums zerbrechen zu laſſen. Mit 27 Jahren erſchoß er ſich. Das ihm als Juden Unerreichbare hatte zu grell den entſetzlichen Mangel des jüdiſchen Charakters beleuchtet, deſſen Mangel an ſeeliſchem Empfinden. In ſeinem unerhört „logiſchen" Buch,

einer erſtaunlichen Ausbeute der vielſeitigſten Kenntniſſe, „Geſchlecht und Charakter“ genannt (Verlag Wilhelm Braumüller, Wien und Leipzig, 15. Auflage), ſchreibt er in einem eigenen umfangreichen Kapitel über „Das Judentum“, unter Hervorhebung des ganzen Satzes durch geſperrten Druck:

„So kann es denn gar nicht anders ſein, als daß dem Alten Teſtamente der Unſterblichkeitsglaube fehlt. Wer keine Seele hat, wie ſollte der nach ihrer Unſterblichkeit ein Bedürfnis haben?“

Und wie in ſein Schickſal ergeben, ſetzte er hinzu: „Anima naturaliter christiana“ — ſo ſagt Tertullian.“ Die Seele iſt naturgemäß chriſtlich.

Dritter Abſchnitt

Es iſt nun wohl ohne weiteres klar, daß ein Volk, welches unter völliger Verleugnung des Weiterlebens nach dem Tode aufwächſt, all ſein Dichten und Trachten ausſchließlich auf die gegebene Welt, auf das irdiſche Daſein beſchränken muß; es hat ja keine andere Wahl. Dermaßen weltlich gerichtet kann aber ein Volk nur dann aufwachſen, wenn ihm ſozuſagen ſchon von Haus aus das Bedürfnis nach der Unſterblichkeit gänzlich fehlt, was wiederum nur möglich iſt, wenn in ſeinem Grundcharakter auch nicht die Spur von Empfinden für das Ewige im Menſchen liegt. Wo ſich, und ſei es auch noch ſo gering, Seele regt, tritt notwendigerweiſe auch das Gefühl für das Unſterbliche auf. Beim Einzelnen braucht dies durchaus nicht immer bis ins Gehirn zu dringen; ja, ſo manchen gibt es, deſſen Verſtand nichts davon wiſſen will, oft ſo wenig, daß er bei jeder Gelegenheit dawider eifert; während aber ſeine ſelbſt-

loſen Handlungen deutlich offenbaren, daß er in ſich Seele und damit ſein Ewiges ſpürt. Einem ſolchen Bramarbas müßte man zurufen:

Freundchen, du erlaubſt:
So ſprechen viele, um ſich hochzuſchrauben.
Erwieſen wäre nicht, daß du nichts glaubſt,
Nur daß du glaubſt, verſtanden, nichts zu glauben.

Allzu groß ſcheint mir freilich in einem ſolchen Menſchen die ſeeliſche Kraft nicht zu wirken; die Hauptſache bleibt aber doch, daß ſie ſich wenigſtens im Unterbewußtſein regt, von wo aus ja alle Handlungen das Gepräge erhalten. Die Tat iſt der Seele Niederſchlag, die gute das Merkmal ihrer Erhebung, die ſchlechte das ihrer Verſunkenheit — „an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen"! Nun gehört zwar auch das Reden zur Tat; das aus der Tiefe ſtrömende, alſo ſeelenvolle zur guten, die leere Wortklauberei und gar der ebenſo verlogene wie haßerfüllte Phraſenſchwulſt zur ſchlechten; aber ein zuverläſſiger Gradmeſſer für den Kern eines Menſchen iſt weder das eine noch das andere, weil nirgends der Schein ſo leicht trügt wie hier. Daher ſagt man auch, Reden und Handeln ſei zweierlei. Nichtsdeſtoweniger muß ſelbſt die eigentliche Tat vorſichtig betrachtet werden, zumal wenn ſie im guten oder böſen Sinn vereinzelt auftritt. Der größte Schurke kann hie und da etwas Gutes tun und der beſte Menſch einmal eine ſchlechte Handlung begehen. Demnach läßt ſich nicht aus jeder Tat auf den Grundcharakter des Täters ſchließen, ſondern nur auf ſeinen jeweiligen Seelenzuſtand, und auch das nicht immer; weil z. B. ein Erzhalunke, wie nur zu häufig die Erfahrung lehrt, durchaus nicht davor zurückſchreckt, eine an ſich rechtſchaffene Handlung zu vollbringen, bloß um damit von ſeinen Niederträchtigkeiten abzulenken. Die vielgerühmte Korrektheit gewiſſer Ge-

ſchäftsleute iſt oft von dieſer Art. Zur Beurteilung eines Menſchen kommt es alſo auf den Durchſchnitt ſeiner Taten an. Dies gilt natürlich um ſo ſtärker bei ganzen Völkern, weil nur der Einzelne vorübergehend ein irriges Bild von den Beweggründen ſeiner Handlungen liefern kann, nicht aber eine Volksgemeinſchaft, die zudem ſeit Jahrhunderten der Beobachtung unterliegt.

Es gibt keine Tat der jüdiſchen Nation, die ſie mehr kennzeichnete als die Schaffung ihres Jehovah. Daran iſt jeder Jude beteiligt, nicht bloß der des alten Paläſtina, ſondern alle ſind es bis zum heutigen Tage. Kein Gott, der ſich erhielte, wenn er nicht immer wieder neu geſetzt würde. Man glaube nur ja nicht an die ſogenannte Freigeiſterei irgendeines Juden; denn es iſt unmöglich, daß auch nur ein einziger im tiefſten Innern dem Jehovah untreu werde. Keiner kann das, weil der Gott der Juden nichts anderes iſt, als die Projektion ihres ureigenſten Weſens. „Wie der Menſch, ſo iſt ſein Gott," ſagt Goethe, und das ſtimmt aufs Haar, auf noch weniger als ein Haar!

Wäre dem anders, ſo wäre der merkwürdige Widerſpruch, der darin liegt, daß die Juden zwar an Jehovah, aber nicht an ihre Unſterblichkeit glauben, ſchlechterdings unerklärlich. Was ſoll mir denn ein Gott, wenn ich nie zu ihm gelangen kann? Fürchten werde ich ihn wohl müſſen, weil er, ſolange das kurze Daſein währt, die Macht über mich hat; aber ihn zu lieben, fehlt mir die Veranlaſſung, dafür iſt die Kluft denn doch zu groß. Tatſächlich vermag der Jehovah, eben weil keine Fortdauer nach dem Tod in Frage kommt, ſeinen Juden nicht über ihr Erdenleben hinauszudrohen, tut es auch nie; nur ihre Nachkommen kann er für die Sünden der Väter büßen laſſen, „bis ins vierte Glied". Und ebenſo tatſächlich betrachten ſie ihn allermeiſt mit keinem anderen

Gefühl als dem der gräßlichſten Furcht. Dies ſcheint nun zwar etwas ſeltſam, wenn man bedenkt, daß er ja im Grunde nichts anderes iſt als die Projektion ihres eigenen Charakters; wir werden aber ſehen, daß die hemmungsloſe Weltbejahung, die dieſem zugrunde liegt, auch für denjenigen, der ihr huldigt, und gerade für ihn, eine ſtarke Quelle des Grauens iſt.

Wie genau ſich der Jehovah mit dem Weſenskern der Juden deckt, erkennen wir an der völligen Übereinſtimmung ihrer hervorſtechendſten Charaktereigenſchaften mit den ſeinigen. Er iſt eiferſüchtig auf alles, was ſeine Stellung gefährdet; auch ſie rümpfen die Naſe über jeden Verſuch, es ihnen gleichzutun. Er ſtrotzt von Rachſucht; ihnen fehlt's daran ebenfalls nicht. Er läßt nur das Judenvolk gelten; für ſie kommt wahrlich auch kein anderes in Betracht. Skrupellos beraubt er die übrigen Völker um die Frucht ihres Schweißes; ſie tun das nicht minder gern. Oft beſchimpft er auch, freilich unter Vorbehalt, ſein eigenes Volk; das gleiche trifft auch bei ihnen zu. Wie der kleinlichſte Silbenſtecher geht er aufs Buchſtäbliche; auch ſie treten einem damit, um ein Wort Shakeſpeares zu gebrauchen, die Ferſen ab. Er iſt der unumſchränkte Gebieter auf Erden, und danach ſteht auch ihnen der Sinn.

„Wie der Menſch, ſo iſt ſein Gott." Iſt es noch keinem aufgefallen, wie wenig Ehrfurcht ſchon die Juden der Patriarchenzeit ſo und ſo oft vor ihrem Jehovah, wenn er guter Laune zu ſein ſcheint, an den Tag legen, wie zudringlich ſie dann zu ihm ſind, wie ſie ſogar, z. B. Abraham um Sodom, mit ihm feilſchen, als ging's um einen Kuhhandel unter ihresgleichen? Man ſehe ſich nur einmal die Stelle an, wo Sara hinter der Türe frech den „Herrn" verlacht, obwohl ſie doch weiß, daß er es iſt (1. Moſe 18).

Ein ſolcher unglaublicher Mangel an Ehrfurcht vor dem Jehovah offenbart zur Genüge die völlige Unfähigkeit der

jüdiſchen Seele, ihre eigene Göttlichkeit auch nur zu ahnen, geſchweige denn weihevoll zu empfinden; und ſo iſt es kein Wunder, daß der Jude vor nichts Ehrfurcht hat, denn ihm fehlt die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, die Grundbedingung aller übrigen Ehrfurcht. Jedes Gefühl bewitzelt er, um ſo höhniſcher, je tiefer es ihm zu gehen ſcheint; und am wenigſten verſchont er damit die jüdiſche Welt, ſobald er den geringſten Anſatz zur Verinnerlichung darin zu wittern glaubt. Ungezählte Hebräerwitze beſtätigen das mit ſchmunzelnder Schamloſigkeit. Man ſage nicht, da gäbe es Ausnahmen; ich wenigſtens traf noch keine und habe doch in meinem Leben eine Menge Juden kennengelernt. Wer je einmal in Berlin das Gebrüder-Herrenfeld-Theater beſucht hat und dort das ſchallende Gelächter hörte, das die überwältigende Mehrheit des Publikums, lauter Juden, der ununterbrochenen Darbietung jüdiſcher Gewiſſenloſigkeiten entgegenwieherte, wird ohne weiteres verſtehen, warum Riemer, Goethes Freund, ſein Urteil über die Juden in die paar Worte zuſammenfaßte: „Sie ſchämen und grämen ſich nicht."

Ein ſo völliges Verſagen vor dem eigenen Wert, wie es ſich hier an einem ganzen Volk offenbart, iſt nur möglich, wenn keine Spur inneren Wertes empfunden wird. Wahren Wert aber, und das Empfinden dafür, verleiht allein die lebendige Seele.

Goethe ſchildert kurz das jüdiſche Weſen: „Energie der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinſte, geringſte Jude, der nicht entſchiedenes Beſtreben verriete, und zwar ein irdiſches, zeitliches, augenblickliches". Alſo nicht einer, dem das innere Auge über dieſe Welt hinausreichte! Zwar erwecken viele Juden den Eindruck, als ob das bei ihnen doch der Fall ſei, aber es iſt nur Gerede, um damit beſonders entſchieden ein rein

irdiſches Beſtreben zu verdecken, das Verlangen nach der blinden Vertrauensſeligkeit ihrer ariſchen Umwelt. Wie weit das geht, erkenne man z. B. daran, daß in der deutſchen Kant-Geſellſchaft Juden die Führung haben, alſo in einer Geſellſchaft, deren Pate das gerade Gegenteil von dem lehrte, was der jüdiſchen Weſenheit elementar zugehört. Dabei wiſſen dieſe ſonderbaren Kantianer ganz genau, daß „ihr" Meiſter über die Judenſchaft das böſe Wort ſchrieb:

„Die unter uns lebenden Paläſtiner ſind durch ihren Wuchergeiſt ſeit ihrem Exil, auch was die größte Menge betrifft, in den nicht unbegründeten Ruf des Betruges gekommen. Es ſcheint nun zwar befremdlich, ſich eine Nation von Betrügern zu denken; aber ebenſo befremdlich iſt es doch auch, eine Nation von lauter Kaufleuten zu denken, deren bei weitem größter Teil durch einen alten, von dem Staat, darin ſie leben, anerkannten Aberglauben verbunden, keine bürgerliche Ehre ſucht, ſondern dieſen ihren Verluſt durch die Vorteile der Überliſtung des Volkes, unter dem ſie Schutz finden, und ſelbſt ihrer untereinander erſetzen will."

Mit anderen Worten: Kant tut das jüdiſche Volk in Bauſch und Bogen als eine Nation von Betrügern ab und nennt ihre Religion kurzweg Aberglauben. Ob wohl ein deutſcher Gelehrter ſich zu einer Geſellſchaft drängen würde, die unter dem Zeichen eines Mannes ſtünde, der das deutſche Volk zu einer Nation von Betrügern und ſeinen Glauben zu einer Afterreligion geſtempelt hätte? Möge jeder die Frage ſelbſt beantworten und dann die Folgerung auf die, ſagen wir nur, Nachſicht der Juden, inſonderheit ihrer führenden Geiſter ziehen. Dieſer Gipfel aller „Nachſicht" wird nur von der Einfalt des Herrn Profeſſors J. H. v. Kirchmann übertroffen, der das obige Urteil Kants mit der Bemerkung verſehen zu müſſen glaubt: es „zeigt, wie

ſehr auch ein Philoſoph in den Vorurteilen ſeiner Zeit befangen bleibt, und wie wenig er imſtande iſt, die Geſtaltung der ſozialen Verhältniſſe nur für die nächſten Jahrzehnte vorauszuſehen, obgleich, als Kant dieſe Anthropologie herausgab, bereits die Republik in Frankreich mit allgemeiner Toleranz und bürgerlicher Freiheit eingeführt war". Der Herr Profeſſor v. Kirchmann ſtarb 1884. Schade, daß er die gegenwärtigen Zuſtände nicht erlebte. Vielleicht würde er Kant Abbitte tun. Ausgeſchloſſen! Er würde es nicht tun. Denn was ſo ein richtiger deutſcher Profeſſor iſt, hat die Verpflichtung, bei ſeiner Anſicht zu bleiben, und wenn darüber das ganze Volk zugrunde ginge. Man denke nur an unſere Katheder-leuchte Fr. W. Foerſter. Kurt Eisner hat ſie jetzt, nicht ohne Ironie, auf den Schweizer Bundestiſch geſtellt, und läßt ſie dort ruhig weiter qualmen. Sorgſamer kann man unſere Intereſſen vor dem Ausland unmöglich wahren.

Vierter Abſchnitt

Um noch einmal und immer wieder das bis jetzt Wichtigſte zu wiederholen: in der Judenreligion fehlt der Glaube an ein überſinnliches Jenſeits vollſtändig. Man hat ſogar den faſt ſicheren Eindruck, als ob aus ihr im Laufe der Zeiten alles, was nur im geringſten an eine körperloſe Fortdauer nach dem Tode hätte mahnen können, zielbewußt entfernt worden ſei. Und einzig da in der Welt ſtehen die Juden mit dieſer ihrer rein irdiſch gerichteten Religion!! Nicht einen Augenblick vergeſſe man das; es iſt ebenſo bedeutungsvoll. Denn in dieſer Ausnahmeſtellung liegt der Grund dafür, daß „eine ſolche Winkelnation", wie die Juden, die größten und glorreichſten Völker überlebte, aber auch weiterhin überleben wird, und

zwar bis ans Ende aller Tage, bis die Erlöſungsſtunde der Menſchheit ſchlägt. Eher wird das jüdiſche Volk *nicht* zugrunde gehen. Die Welt erhält ſich, wie wir ſehen werden, nur durch Weltbejahung. Im jüdiſchen Volk ſtellt ſich dieſe total rein, ohne jede Beimiſchung von Weltverneinung dar. Alle übrigen Völker, die es je gegeben hat und heutzutage gibt, hatten bzw. haben dieſe Beimiſchung, gekennzeichnet durch den Jenſeitsgedanken, und ſei es nur durch eine Spur davon. Schon dieſe bloße Spur hätte genügt oder würde genügen, der im Judenvolk verkörperten unvermengten Weltbejahung das nötige Gegengewicht zu verleihen. Denn das innere Licht — und der Glaube an die Unſterblichkeit *iſt* das innere Licht — braucht, um zu wirken, durchaus nicht immer in hellſter Glut zu ſtrahlen; nur da muß es ſein, nur nicht ausgelöſcht darf es werden, ſonſt wäre die Menſchheit auf ewig an die Erdenwelt verloren. Alles muß aber ſeine Zeit haben, was nur zu oft überſehen wird. Die Weltverneinung bedarf noch einer langen, um ſo zu wachſen, daß ſie das dauernde Übergewicht über die Weltbejahung bekommt. Gegenwärtig ſcheint ſie wieder auf den Nullpunkt zurückgeſunken zu ſein: ihr Gegenſatz, verſinnbildlicht im Judenvolk, triumphiert wie noch nie; es ſieht aus, als wäre auf Erden das innere Licht ganz verſchwunden. Aber, um ſchon etwas vorzugreifen, es ſieht nur ſo aus. Die Weltverneinung *kann* nicht untergehen, weil ſie zum Weſen der Menſchheitsſeele gehört, dieſe aber *unſterblich* iſt. Wo Unſterbliches wohnt, muß auch immer wieder die Sehnſucht nach dem Ewigen bzw. die Abkehr von der Zeitlichkeit auftauchen, alſo immer wieder die Weltverneinung in Erſcheinung treten. Und das iſt der Sinn der nichtjüdiſchen Völker: ſie ſind die *Bewahrer* der Weltverneinung, des Jenſeitsgedankens, auch wenn ſie ihn noch ſo kümmerlich bewahren. Deshalb kann das eine

oder das andere von ihnen ruhig zugrunde gehen; das, worauf es ankommt, lebt in den Erben weiter. Wenn aber das Judenvolk unterginge, gäbe es keine Nation mehr, welche die Weltbejahung hochhielte: das Ende aller Zeiten wäre gekommen.

Das wäre aber auch der Fall, schon wenn sich die zionistische Idee verwirklichte, d. h. wenn die gesamte Judenschaft sich zu einer staatlichen Einheit zusammenschlösse, sei es in Palästina oder anderswo. Eine solche Einheit der Juden hat es noch niemals gegeben; was hier doppelt und dreifach betont werden muß, sintemal es wenig bekannt ist. Längst vor der Zerstörung des Jerusalemer Tempels lebte ein gut Teil Juden in der Diaspora, d. h. zerstreut unter die „heidnischen" Völker; wie denn auch jedes Schulkind weiß, daß sie gleich zu Anfang ihrer Geschichte mitten unter den Ägyptern die „Gäste" spielten. Was nachher in Palästina entstand, war alles, nur kein Staatsgebilde, höchstens der Versuch zu einem solchen, wo nicht gar nur die Vorschule zur Ausbeutung bzw. Vernichtung der fremden Völker. Wie ein von jeher vorhandenes, über die weite Erde ausgebreitetes, unsichtbar zusammenhängendes Gewebe von Schleimpilzen (Plasmodium) kommt dem Juden Weininger seine eigene Nation vor; und gerade diese Ausbreitung, bemerkt er sehr richtig (ohne es freilich zu begründen), läge in der Idee, im Wesen des Judentums. Das wird sofort klar, wenn wir wieder das Judenvolk als die Verkörperung der Weltbejahung ins Auge fassen. Ohne diese ist nichts Irdisches denkbar, also auch kein Volk; und deshalb muß der Jude, der allein konsequente und demzufolge allein tragfähige Weltbejaher, überall, wo der übrige Mensch auch nur den geringsten Drang zur Weltüberwindung in sich trägt, als dessen noch immer notwendiges Gegengewicht zu finden sein, weil sonst

jener Drang ſofort zur Erfüllung gelangte und damit zwar nicht die Welt erlöſte (denn das Judenvolk bliebe noch immer übrig), aber ſie auf andere Weiſe vernichtete, durch das Ausſcheiden der ſeeliſchen Kraft, ohne die ſie ebenſowenig beſtehen kann. Dies freilich vermag ich erſt ſpäter zu erläutern. Hier kam es nur darauf an, darzutun, daß die Welt nicht beſtehen könnte, wenn die Juden für ſich allein lebten, weshalb eine alte Prophezeiung den Untergang der Welt für den Tag verkündet, an dem die Juden den Paläſtina-Staat gegründet haben würden.

Fünfter Abſchnitt

Aus allem geht hervor, daß das Judentum zum Organismus der Menſchheit gehört wie, ſagen wir ſchon, beſtimmte Bakterien zum menſchlichen Leib, und zwar ebenſo notwendigerweiſe wie dieſe. Unſer Körper enthält, wie wir wiſſen, eine Menge kleiner Lebeweſen, ohne die er, trotzdem ſie an ihm zehren, zugrunde gehen müßte; und ähnlich bedarf auch die Menſchheit des jüdiſchen Einſchlages, um ſich bis zur Erfüllung ihrer irdiſchen Miſſion lebenskräftig zu erhalten. Mit anderen Worten: die an ſich unheilvolle Weltbejahung, die ſich im Judentum wie in der Reinkultur darſtellt, iſt, ſolange es Menſchen gibt, die Bedingung ihres diesſeitigen Daſeins und von ihnen, als ſolchen, gar nicht wegzudenken; erſt mit der Erlöſung der geſamten Menſchheit fällt ſie in ſich zuſammen.

Wir müſſen alſo die Juden unter uns ſchon als notwendiges Übel hinnehmen, wer weiß wie viele Jahrtauſende noch. Aber wie unſer Leib verkümmerte, wenn jene Bakterien ſich über das zuträgliche Maß in ihm entwickelten, ſo würde auch, um einen kleineren Kreis zu beſchreiben, unſer Volk

allmählich dem geiſtigen Siechtum verfallen, wenn ihm der Jude über den Kopf wüchſe. Daß dieſer, was der Zionismus will oder wenigſtens zu wollen vorgibt, uns ganz verließe, wäre ebenſo verhängnisvoll, wie daß er uns beherrſchte. Die Sendung des deutſchen Volkes endigt, das iſt meine feſte Überzeugung, mit der letzten Stunde der Menſchheit, wohin wir aber nie gelangen könnten, wenn uns vorher die Weltbejahung, der Jude unter uns, abhanden käme; weil ohne Weltbejahung kein Daſein möglich iſt. Anderſeits wieder, wenn uns der Jude dauernd überwucherte, würden wir nie in die Lage kommen, unſere Beſtimmung, die in der Erlöſung der Welt beſteht, zu erfüllen, ſondern würden, rund herausgeſagt, dem Irrſinn verfallen; denn reine Weltbejahung, als der hemmungsloſe Wille zum nichtigen Daſein, führt zu keinem anderen Ziel. Buchſtäblich auf das Nichts liefe ſie hinaus, auf die Vernichtung nicht bloß des irdiſchen Scheines, ſondern auch des wahrhaft Seienden, des Seeliſchen. An ſich betrachtet, ſtellt der Jude gar nichts anderes dar, als dieſen blinden Willen zur Vernichtung, den Wahnſinn der Menſchheit. Es iſt bekannt, daß gerade das jüdiſche Volk beſonders ſtark unter der Geiſteskrankheit zu leiden hat; warum, haben wir wohl jetzt herausgefühlt. „Durch Wahn beherrſcht", ſagt Schopenhauer von ihm.

Vor geraumer Zeit hielt der Jude Martin Buber in München einen Vortrag, wobei er namentlich den künftigen Paläſtinaſtaat lebhaft behandelte. Sehr lebhaft. Das Wichtigſte an ſeinen Ausführungen war die von ihm mit größter Verbiſſenheit, alſo unbedacht geſprochene Andeutung folgenden Sinns: wenn dieſer Staat einmal gegründet ſei und es ſollte ſich in ihn auch nur die leiſeſte Spur einer überirdiſchen Richtung einſchleichen, dann müßte auch er zerſtört werden!

Rückhaltsloſer konnte das Geheimnis des Judentums nicht preisgegeben werden. Um die Entſeelung der Welt, um nichts anderes, iſt es dieſem zu tun; ſie aber wäre gleichbedeutend mit ihrer Vernichtung.

Darauf läuft ſchon jetzt, während die Juden noch unter uns wohnen, alles hinaus, was ſie unternehmen, und muß es. Die Entſeelung der Menſchheit iſt ihr Ziel. Deshalb ſuchen ſie jede Form zu zerbrechen, hinter der die lebendige Seele wirkt; weil ſie als Erzmaterialiſten der irrſinnigen Meinung ſind, das von ihnen nur dunkel Geahnte, eben das Seeliſche, ſei auf Tod und Leben mit der Form verknüpft und müßte zugleich mit ihr untergehn. Deshalb ſind ſie auch ſamt und ſonders Anarchiſten, bewußt oder unbewußt; ja, ſie können gar nichts anders ſein, als Widerſacher der Ordnung und des Rechts, weil dieſe beiden in unvergleichlicher Weiſe das ſtrahlende Gepräge einer reineren Welt an ſich tragen. Himmelstochter nennt Schiller die Ordnung, und auch für die göttliche Herkunft des Rechtes finden ſich bei ihm, namentlich aber bei Goethe, ungezählte Belege.

Ohne Ordnung und Recht läßt ſich aber kein Staatsgedanke verwirklichen; ſie ſind die unerläßliche Grundlage dazu. Schon deshalb kann der Jude, ihr Todfeind, einen lebensfähigen Paläſtinaſtaat niemals ſchaffen. Was daraus würde, wäre wiederum das Chaos; denn dieſes Wort heißt richtig überſetzt: die unendliche Leere, auf Deutſch, das Nichts.

Weininger kommt auch hier der Wahrheit nahe, aber verſagt auch hier kurz vor der vollen Erkenntnis. Zunächſt meint er, der (reine) Staatsgedanke ſei noch in keiner hiſtoriſchen Form auch nur annähernd verwirklicht worden, was ja auch ſtimmt, aber nur deshalb, weil es der Menſchheit bis jetzt noch an der dazu nötigen Verinnerlichung gefehlt hat;

dann ſetzt er aber doch hinzu, trotzdem läge in jedem geſchichtlichen Verſuche zur Staatenbildung etwas, vielleicht nur jenes Minimum vom (reinen) Staatsgedanken, das ein Gebilde über eine bloße Geſchäfts- und Machtverbindung erhebe. In den *ariſchen* Verſuchen zur Staatenbildung liegt das allerdings; nur weiß Weininger nicht, daß dieſes Minimum bisher nicht zum Maximum werden *konnte*, weil bis zum heutigen Tage auch der Arier nicht das entſprechende Maximum von *Seelenkraft* erreichte. Aber ſchon das Minimum genügte, um den ariſchen Staatenbildungen wenigſtens eine Zeitlang, oft für Jahrhunderte, zur ſegensreichen Auswirkung zu verhelfen.

Sechſter Abſchnitt

„Die Hauptſache iſt, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo ſie es findet", ſagt Goethe. Mit anderen Worten: Seele ſteckt zwar hinter allem und jedem, aber nicht überall wirkt ſie lebendig genug, daß es zum Gefühl für das allein Wahre, nämlich für ihr eigenes göttliches Weſen, käme und dieſes dann auch in der Außenwelt liebevoll empfunden würde, wenn es ſich dort wie der Abglanz ihrer ſelbſt offenbart. Ohne das Medium der Außenwelt, d. h. der Leiblichkeit, kann eben die Seele nirgends im Diesſeits zur Ahnung oder gar zum Bewußtſein ihres göttlichen Wertes kommen, nirgends zu ihrer *Idee*, der einzigen Idee, die es gibt; weshalb Goethe ebenfalls darauf beſteht, daß man dieſes Wort nie im Plural gebrauche.

Wenn ein Mann wie Goethe mit einer ſolchen Selbſtverſtändlichkeit von der Seele ſpricht, ſo ſollte das, dächte ich, doch etwas zu denken geben. Er tut es ja nicht einmal, ſon-

dern unzählige Male. Diejenigen, die von der Seele nichts wiſſen wollen, hätten ſchon deshalb alle Veranlaſſung, ſtatt ſie glattweg abzuleugnen, erſt einmal zu überlegen, wie kläglich ihre Leiſtungen gemeſſen an den Goetheſchen ſind; dann werden ſie am Ende doch den Grund, warum ſie die Seele nicht gelten laſſen wollen, in der Kraftloſigkeit ihrer eigenen entdecken. Doch nein, ſie würden es *nicht*, weil auch zur Erkenntnis bzw. neidloſen Anerkennung fremder Verdienſte ſeeliſche Kraft gehört, nach dem Geſetz der inneren Wahlverwandtſchaft. Damit das Seelenvolle, das Wahre, das Große, das uns von außen gegenübertritt, von uns verſtanden, überhaupt nur bemerkt werde, bedarf es der entſprechenden Grundſtimmung in uns ſelbſt; was gar nicht bewieſen zu werden braucht, weil die Erfahrung auf Schritt und Tritt es beſtätigt.

Nun liegt es aber mit der Gemütsart aller Menſchen ſo, daß jeder ſeine eigene Meinung für die richtige hält und den größten Unwillen empfindet, wenn eine fremde Meinung ihn zu widerlegen droht. Das artet oft ſogar in den grimmigſten Haß aus, je nachdem der innere Abſtand iſt, der den Betreffenden von der anderen Weſensart ſcheidet; wobei ich aber betone, daß eine ſolche maßloſe Erbitterung immer nur dort möglich iſt, wo die Seele förmlich wie ſchlaftrunken keinen Halt mehr an ſich ſelber findet und deshalb in die Eitelkeiten der Welt unwiderſtehlich hineingeriſſen wird.

Der bis ins tiefſte Mark überzeugte Leugner der Seele iſt deren Todfeind, geradezu beſeſſen darauf, jede Spur von ihr auszutilgen. Auch das hat Goethe niedergelegt, und zwar auf unvergleichliche Weiſe im Urbild aller Seelenloſigkeit, im *Mephiſto*; dort, wo dieſer Fauſtens Leiche mit wutſchnaubenden Worten, weil ſchlimmſter Ahnungen voll, von ſeinen hölliſchen Trabanten auf die Möglichkeit einer Seele

unterſuchen läßt, als der dumme Teufel, der er trotz ſeiner Schlauheit oder vielmehr gerade ihretwegen iſt.

„Nun, wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht von Höllenſchwefel feiſt;
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert, ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln,
Die rupft ihr aus, ſo iſt's ein garſt'ger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuerwirbelſturm!"

Daß Goethe ſich auch hier jedes Wort genau überlegt hat, verſteht ſich wohl von ſelbſt. „Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!" Jeder von uns kennt ſolche Genicke die Menge, aber nicht jeder weiß, was ſie bei Goethe für eine Bedeutung haben. Ich werde noch öfters Gelegenheit finden, die geheimnisvollen Gedankengänge des Mephiſto dem Leſer zu offenbaren.

Vorerſt wollen wir auf dem Boden der allgemeinen Einſicht bleiben. Vergegenwärtigen wir uns einmal einen Mann, der jeden, aber auch jeden Augenblick ſeines Daſeins ſozuſagen bis in die Fingerſpitzen hinein erfüllt wäre von der Gewißheit, daß das irdiſche Leben (gemeſſen am überirdiſchen) ſo wenig Bedeutung wie das kläglichſte Nu hat; ſo iſt das erſte, was wir einem ſolchen Mann von ſelbſt zuerkennen, ein grenzenloſer Gleichmut gegen ſein leibliches Schickſal, das zweite aber ein ſtilles Lächeln über diejenigen, die ihre Exiſtenz auf dieſes jämmerliche Nu beſchränkt glauben und deshalb mit allen Faſern daran hängen. Daß ſie ihr ganzes Tun und Denken falſch einſtellen, weil ſie von den eigentlichen Zuſammenhängen ihres Daſeins keine Ahnung haben, daß ſie alſo in jeder weſentlichen Frage verſagen müſſen, iſt ihm offenkundig, aber er nimmt es, wie geſagt, nicht tragiſch; denn er weiß: nach unendlich kurzer Zeit müſſen auch ſie, ob ſie daran glauben oder nicht, der Er-

löſung im Ewigen teilhaftig werden. Umgekehrt aber muß ein ſolcher Mann denſelben Leuten, die kein anderes als das irdiſche Leben gelten laſſen, ebenfalls als nicht recht bei Troſt erſcheinen; nur werden ſie ſich, weil ſie von ihm, ſagen wir ſchon, keine Konkurrenz zu befürchten haben, hüten, ihn über ſeine vermeintliche Torheit aufzuklären, vielmehr ſie würden ſich hüten, wenn nicht — wohlgemerkt! — die zwingende Eitelkeit ihres angeblichen Beſſerwiſſens wäre; denn gerade die Befriedigung dieſer Eitelkeit gehört mit zu den größten Genüſſen des menſchlichen Daſeins. Hier ſehen wir ſchon, was es mit der Offenheit des reinen Weltbejahers für eine Bewandtnis hat: nicht die Liebe zur Wahrheit treibt ihn dazu, ſondern ſein Hochmut. Nur zu gerne würde er den Weltverneiner in ſeinem, wie er glaubt, unſinnigen Gebaren beſtärken, alſo anlügen; aber ſo und ſo oft geht mit ihm das Triumphgefühl durch und nötigt ihm ſeine Herzensmeinung ab. Hinwiederum verlohnt es ſich für den anderen, der auf die irdiſche Welt keinen Deut gibt, durchaus nicht, in ihr eine Rolle zu ſpielen; er hat alſo weder zur Eitelkeit noch zur Lüge einen Grund; ſeine Rede iſt, ohne Hintergedanken: Ja, ja — nein, nein: die einzig mögliche w a h r e Rede.

Nun gibt es aber einen unbedingten Weltverneiner, einen Menſchen, dem das irdiſche Daſein völlig gleichgültig wäre, überhaupt nicht und hat es nie einen gegeben. Auch der unbedingte Weltbejaher, derjenige Menſch, der keinen Augenblick von dem Gedanken an die ewige Fortdauer bewegt würde, auch er findet ſich nirgends; es müßte denn ein Wahnſinn möglich ſein, der jedes Nachdenken ausſchlöſſe (was ich nicht glaube). Zwiſchen Weltverneinung und Weltbejahung pendeln wir alle hin und her; es kommt nur darauf an, wo einer ſein S ch w e r g e w i ch t hat. In wem das Gefühl für das Ewige die Sucht nach dem Irdiſchen überwiegt,

der wird, und ſei es auch noch ſo unmerklich, ganz anders handeln als derjenige, bei dem das Umgekehrte der Fall iſt. Selbſt wenn er wunder wie ſehr in der weltbejahenden Richtung ausſchlägt, jenes tranſzendente Gefühl ſchwingt mit und beeinflußt auch dort ſeine Handlung. So kommt es, daß der Arier noch in dem, was wir Verbrechen nennen, unter dem Bild der Unerſchrockenheit eine gewiſſe Weltverachtung nicht verleugnet, während der Jude ſelbſt in ſeinen erhebendſten Momenten die Rückſicht auf ſein irdiſches Daſein mehr oder minder verſteckt betätigt. Vieles wird dadurch klar, vor allem das verſchiedene Verhalten der beiden gegenüber dem Krieg. Wer ſich, wie der Arier, als ein Ewiges empfindet, für den hat der Tod ſeinen Stachel verloren; den können nicht einmal die Schrecken des Krieges aus der Faſſung bringen; der geht ſogar, wenn die höchſte Erkenntnis, die Idee, bei ihm durchbricht, ſingend in die Schlacht. Das „dulce et decorum est pro patria mori" hat den Juden noch immer zu einer höhniſchen Verlegenheitsgrimaſſe veranlaßt. Gegen das Geſagte ſpricht durchaus nicht, daß ſo manche Deutſche unter uns den Krieg wie die Peſt verabſcheuen und bekämpfen; auch hier kommt es darauf an, wie ſie es tun, ob zu ihrem perſönlichen Vorteil oder Nachteil. Deutſche Arbeiter z. B. haben ſich unter bewußter Gefährdung ihres Lebens oder wenigſtens ihrer Freiheit gegen den Krieg zuſammengerottet, während ihre jüdiſchen „Führer" ſchattengleich zwiſchen ihnen auftauchen, ſtets bereit, ſich im entſcheidenden Augenblick in die Büſche zu ſchlagen; und wenn dies auch nicht jedem gelang, an der Abſicht wird dadurch nichts geändert. Auch iſt für dieſe Art Mitbürger die Gefahr keineswegs ſo groß, wie für die anderen; denn ſie beſitzt im Getriebe der Welt einen Einfluß, der ſie vor den ſchlimmſten Folgen ihrer „Kühnheit" wohl zu ſchützen weiß. Nur ein Exempel: zahlloſe Anhänger Kerenſkis, dar-

unter ſeine nächſten Gehilfen, wurden ermordet, er ſelbſt aber, der Hauptmacher, verſchwand wie vom Erdboden verſchluckt. Auch Herr Trotzki, ebenfalls „des Chaos wunderlicher Sohn", wird ſich, wenn nicht alles trügt, zur rechten Zeit empfehlen. Und andere ſeiner Art desgleichen.

Wie groß der Unterſchied zwiſchen den beiden Richtungen iſt, erkennt man am beſten aus dem, was ein jüdiſcher Klaſſiker, der Prediger Salomo, und aus dem, was ein chriſtlicher Weiſer, Blaiſe Pascal, über den Gegenſtand niedergelegt hat. „So gehe hin", beginnt Salomo, „und iß dein Brot mit Freuden, trink' deinen Wein mit gutem Mut; denn dein Werk gefällt Gott", und ſchließt bezeichnend genug mit den troſtloſen Worten: „Alles, was dir von Händen kommt zu tun, das tue friſch; denn in der Hölle, da du hinfährſt, iſt weder Werk, Kunſt, Vernunft, noch Weisheit."

Pascal aber ſagt (von mir nur ins Draſtiſche überſetzt): „Wenn ein zum Tod Verurteilter, der aber eine leiſe Hoffnung auf Begnadigung hegen darf, die einzige, ihm noch zur Verfügung ſtehende Stunde an Luſtbarkeiten verſchwendet, ſtatt in fiebernder Spannung an die lebenſpendende Botſchaft zu denken, ſo iſt er ſchlimmer denn ein Vieh und wert, hingerichtet zu werden." Über allem aber leuchtet die erhabene Gebärde: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt."

Siebenter Abſchnitt

Wie jammervoll mutet dagegen Spinozas Ethik an: „vivere, agere, suum Esse conservare, ex fundamento proprium utile quaerendi" oder im Sinn Salomos: Eßt, trinkt! Nach dem Tode gibt's kein Vergnügen!

Und Spinoza iſt doch nach der Meinung ſeines Volkes das Nonplusultra der Weisheit!

Spinoza ſtellt gewiſſermaßen den Verſuch des Judentums dar, ſich zu beruhigen, nicht etwa Erlöſung zu finden. Über das Judentum ſelbſt kommt er nicht hinaus, nicht einmal gefühlsmäßig; während Weininger (der übrigens, wie mir ſcheint, an ſeiner rein-jüdiſchen Abſtammung zweifelte) häufig erraten läßt, daß es nur mehr eines kleinen Rucks bei ihm bedurft hätte und er wäre nicht bloß theoretiſch über dem Berg geweſen. Unwillkürlich ſtößt ihn denn auch Spinozas Lehre mit ihrem bloßen, ſozuſagen nur ideal aufriſierten Nützlichkeitsprinzip wie etwas Troſtloſes ab. „Spinozas Syſtem, in ſeinem vorausſetzungsloſen Monismus und Optimismus, in ſeiner vollkommenen Harmonie, die Goethe ſo hygieniſch empfand (im Sinne der wohltuenden Ablenkung von der Unraſt ſeines eigenen Forſchens. D. E.), iſt unleugbar keine Philoſophie eines Gewaltigen: es iſt die Abſperrung eines die Idylle ſuchenden und ihrer doch nicht wirklich fähigen, weil gänzlich humorloſen Unglücklichen."

Über Spinoza müßte man den Spruch (Koheleth 4, 6) ſchreiben: „Es iſt beſſer, eine Handvoll mit Ruhe, denn beide Fäuſte voll mit Mühe und Eitelkeit"; denn darauf läuft ſeine ganze Philoſophie hinaus. Es gibt keine Rätſel; alles wird ſelbſtverſtändlich, wenn man nur darüber nachdenkt; das Sein iſt vollkommen, von einer Entwicklung daher keine Rede — wozu die Aufregung? Alſo echt jüdiſch, der ganze Spinoza, nur, wie ſchon angedeutet, mit ungewöhnlicher Verſtandeskraft, d. h. ohne Herz, ins Ariſche transponiert. Nach der Überlieferung ſoll er ſich mit der Quälerei von Spinnen befaßt haben; ob wahr oder nicht — mit dem Gemüt ſtand's ſchlecht bei ihm.

Weil er eben als ausgeſprochener Jude keinen blaſſen Dunſt vom Seeliſchen hatte. Wer nichts als das Irdiſche empfindet, der kommt zu ihm in keinen Konflikt, denn es

iſt das einzig Gegebene und deshalb überall ſelbſtverſtändlich. Dieſer angeborene Drang des jüdiſchen Geiſtes, nirgends ein Geheimnis gelten zu laſſen, zwingt ihn oft zu Einfällen, die für unſereinen geradezu in das Gebiet des Blödſinns fallen. Ich will etliche Beiſpiele anführen.

Nach dem Talmud iſt Gott 210 Millionen Meilen lang und hat 80 Millionen Meilen Umfang. Drei Stunden täglich ſpielt er mit dem Leviathan, deſſen Maul einen Fiſch von 300 Meilen Länge zu verſchlingen vermag. Tanzen tut er auch; zum erſtenmal geſchah es mit der Eva, nachdem er ihr das Haar geflochten hatte. Seine Weisheit aber bezieht er aus der hohen Schule der — Rabbiner, wohin er jeden Tag zu gehen pflegt. (Auch der Teufel Asmodeus, der „Verderber", ſtellt ſich dort gelegentlich ein, um ebenfalls zu lernen.)

Nach der Berechnung der Rabbiner war Iſaak 37 Jahre alt, als Rebekka, ſeine ſpätere Frau, geboren wurde. Aber er heiratete erſt in ſeinem 40. Jahre, alſo — die dreijährige Rebekka. Nicht der geringſte Zweifel darüber ſteigt ſolchen Köpfen auf; es iſt ihnen ſelbſtverſtändlich. Ohne mit der Wimper zu zucken, ſchreibt Rabbi Salomon Jarchi nieder: „Sara war 127 Jahre alt, als ſie ſtarb, Iſaak aber 37 Jahre. Zu derſelben Zeit ward Rebekka geboren; und nachdem er drei Jahre auf ſie gewartet hatte, bis ſie zur ehelichen Beiwohnung tüchtig ward, nahm er ſie zum Weibe." Kein Wunder, daß im Schaar kirjath arba gelehrt wird: „Unſere Weiſen geſegneten Andenkens ſagen, daß eine Frau zur ehelichen Beiwohnung nicht bequem ſei, bis daß ſie drei Jahre und einen Tag alt iſt." Kein Wunder aber auch, daß Chriſtus grollend rief: „Der Buchſtabe tötet." Denn was wir ſoeben laſen, iſt „geiſtiger", iſt ſeeliſcher Tod.

Den Einwand, nur die Juden von ehedem hätten ſo gedacht, die heutigen ſeien längſt davon abgekommen, muß ich

ablehnen. Auch der modernſte Jude bekommt in der Schule dieſe Rabbinerkoſtbarkeiten unerbittlich eingehämmert, gar nicht zu reden davon, daß er überhaupt ſchon von Haus aus der plattеſten Weltanſchauung huldigt.

Um zu beweiſen, welcher Buchſtabengeiſt auch noch die Juden unſerer Tage erfüllt, genügt es wohl, der Anſchauungen zu gedenken, die 1897 der von der neuzeitlichen Judenſchaft beſonders verehrte Talmudforſcher Dr. Lippe ſeiner großen Gemeinde überlieferte; ſie ſind um ſo bezeichnender, als ſie auch das feindſelige Verhältnis des jüdiſchen zum chriſtlichen Weſen, alſo gerade zum Inbegriff alles Seeliſchen, unzweideutig erhärten.

Urſprünglich Arzt, ſetzte Dr. Lippe ſich mit großer Energie für „die heiligen nationalen Traditionen der Juden" ein, wobei er behauptete, gegen dieſe führten die Chriſten einen Kampf von einer „noch nie dageweſenen Unverſchämtheit". Sein Haus — er ſelbſt vergleicht es mit dem des Moſes Mendelsſohn — war der geiſtige Mittelpunkt zahlreicher Juden, die dann als ſeine Jünger in alle Welt zogen, wie z. B. Dr. Nimirover, Rabbinowici (Paris), Pinin Heinrich (Wien), Braunſtein (Bakau, Rumänien). So bewundert wurde er, daß ein Dr. Burſin von ihm ſagt, anders wie Fauſt, der erſt im Alter zu den Prinzipien der Wahrheit ſich durchgerungen habe, ſei Lippe ſchon in früheſter Jugend mit ihnen vertraut geweſen. Die Größe und Bedeutung ſeines Verehrerkreiſes berechtigt uns alſo wohl, in ihm den Vertreter der ſpezifiſch jüdiſchen Weltanſchauung unſerer Tage zu erblicken.

Auch ihm iſt nun die Weisheit der Rabbiner das höchſte Evangelium, ungeachtet der Abſurditäten, die er dabei blindlings mit in den Kauf nimmt. Seiner Meinung nach gibt es in Philoſophie und Wiſſenſchaft nichts von Bedeutung, was nicht ſchon von den Rabbinern der älteſten Zeiten klar

erkannt worden wäre. So ſei ihnen z. B. die Entdeckung Paſteurs, daß der Körper eines tollwütigen Tieres zugleich mit dem Gift auch das Gegengift enthalte, ganz zu eigen geweſen, denn „ſie geboten dem, der von einem tollwütigen Hund gebiſſen worden war, von deſſen — Zwerchfell zu eſſen“! Des weiteren erklärt Dr. Lippe einen jener Rabbiner ſchon deshalb zum Vorläufer Darwins, weil er auf die Frage, warum die Neger breite und flache Füße hätten, geantwortet habe, die Neger lebten in Sümpfen, und das ſei ſchuld daran.

So lächerlich uns dergleichen auch vorkommt, es iſt charakteriſtiſch für die Selbſtverſtändlichkeit, mit der ſich die Juden alle Dinge zurecht legen. Eine von der unſrigen grundverſchiedene Gedankenwelt, wenigſtens ſolange wir uns überhaupt mit Nachdenken beſchäftigen.

Wie vieles erſcheint uns als Wunder,
Und der Jude behandelt's als Plunder!

Gerade das für uns Wunderbarſte, die anima christiana, tut er mit der verächtlichſten Handbewegung ab. Vor dem Wort des Heilands vom Schlag auf die rechte Wange verſteigt ſich Dr. Lippe zu dem Satz: „Der Evangeliſt, in deſſen Gehirn dieſer Unſinn entſtanden iſt, läßt hier ſeinen Gottesſohn gegen das Geſetz ſeines Gottvaters ſich auflehnen.“ Das Geſetz, das da lautet: Aug' um Auge, Zahn um Zahn! (Zwar heißt es in der Thora: „Du ſollſt nicht rächen, und Zorn nachtragen“, aber wohlweislich folgt darauf: „den Söhnen deines Volkes“.)

„Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis“, alles Irdiſche nur ein Symbol. Nie wird das der Jude begreifen. Jede Symbolik, die er von anderen Völkern übernahm, zerrann ihm augenblicks zur Anekdote, zum Objekt ſeines Witzes oder ſeiner Erbitterung. Und tut es heute noch. Man leſe nur, was Dr. Lippe über die Kreuzigung Chriſti zu ſagen

weiß. „1900 Jahre", ſchreibt er, „ſind es ungefähr, als ein römiſcher Statthalter in Paläſtina deutſcher Herkunft, namens Pontius Pilatus, Tauſende von Juden hingemordet hat, unter denen auch einer geweſen ſein ſoll, den die ariſchen Völker ſpät nach ſeiner Hinrichtung zum Gott promoviert haben." Geweſen ſein „ſoll"! Und zum Gott „promoviert"! Wenn das am grünen Holz geſchieht, was mag da erſt am dürren geſchehen!

Mit dem beſten Willen kann ich nicht anders, als im Sinn Weiningers dem jüdiſchen Geiſt jede Tiefe, d. h. eben ſeeliſches Empfinden abſprechen. Auch Spinoza vermag mich da nicht irre zu machen, vielleicht er am wenigſten, ſo hinreißend er auch logiſch zu ſchließen verſteht. Mit der Logik allein iſt eben nichts gedient; ohne die Richtſchnur des Gefühls führt ſie zuletzt weitab von der Wahrheit, weshalb das Mittelalter den Teufel einen „Logiker" nannte und es im „Peer Gynt" heißt: „Zu grelles Licht wirkt oft wie Nacht." Abſoluter Fatalismus iſt das Endreſultat der ſpinoziſtiſchen Lehre; am Reich der Freiheit ging ſie blindlings vorbei. Ihr fehlt der Glaube an ein überirdiſches Sein. Zufrieden gibt ſie ſich mit dem „Glück" dieſer Welt.

Deshalb auch der Pantheismus Spinozas. Die Welt gleich Gott, während ſie nur der Wiederſchein Gottes, d. h. der göttlichen Seele iſt.

Aufſätze und Worte
Dietrich Eckarts

Männer![24]

Weniger die Politik verdirbt den Charakter, als der Charakter die Politik. Sie ist in der ganzen Welt eine unreinliche Sache geworden, weil die berufenen und unberufenen Führer der Völker bewußt oder unbewußt schon seit langem nur nach einem streben, nach persönlicher Macht. Dieser Drang zur Befriedigung eitelster Selbstsucht entspringt innerer Schwäche. Wer seelische Kraft in sich fühlt und daher weiß, auf was es ankommt, der weiß auch, daß bloße Macht ein leeres Prunkstück ist, welches wohl eine Zeitlang über die Hohlheit hinwegzutäuschen vermag, aber eines schönen Tages als wertlos verworfen wird.

Machtkitzel führt u. a. zur Parteibildung. Schwächlinge finden sich zusammen, um sich gegenseitig in die Höhe zu bringen und dort zu halten. Aus einem solchen Nazareth kann nichts Gutes kommen, wenigstens nichts von hinreißender Wirkung. Bismarck stand immer allein, an keine Partei gefesselt. Ungeheurer Machtwille loderte in ihm, aber auch ungeheurer Wille zum inneren Wert. Daß sich beide das Gleichgewicht hielten, schuf seine Größe. Nicht Geschäft war seine Politik, sondern Kunst. Nicht Schein, sondern Sein. Schöpfung, nicht Vernichtung. Er selbst ein wesentlicher Mensch, eine Persönlichkeit.

Wesentlich nenne ich den, der im Wesentlichen, d. h. im Seelischen so verankert ist, daß er sich nie ganz an die irdischen Dinge verlieren kann, daß er also auch nicht der Machtgier zum Opfer fällt. Am nächsten dem Seelischen steht der fromme, der ganz und gar verinnerlichte Mensch; aber so lange er das ist, schafft er nicht die politische Tat, kann sie nicht schaffen. Seine Losung heißt Selbstbeschau. Erst wenn er aus sich heraustritt, vermag er etwas

für das Gemeinwohl zu leiſten, und zwar um ſo Wertvolleres, je größer nicht nur die Leidenſchaft iſt, die ihn erfaßt, ſondern auch je rechtzeitiger ſie immer wieder von der entſprechenden ſeeliſchen Kraft gezügelt wird. Er muß ebenſo wuchtig befehlen wie hingebend gehorchen, d. h. auf ſeine innere Stimme horchen können; denn dieſe allein gibt ſeinem Handeln die Richtſchnur, dieſe allein läßt ihn auf den Grund der Herzen ſehen — die einzige Möglichkeit, der tieferen Zuſammenhänge des menſchlichen Treibens gewahr zu werden und ſich ihrer nutzbringend zu bedienen. Der Tatmenſch, dem es an Seele gebricht, iſt je nach dem Grad ſeiner Leidenſchaft entweder ein Schwätzer oder ein gefährlicher Narr, wie erfolgreich er auch den übrigen Schwätzern und Narren erſcheinen mag; immer aber ein Lügner, weil er den Totenwurm in ſeinem Werk empfindet, trotzdem aber ſich triumphierend gebärdet. Hinter ihm ſteckt das ſchlechte Gewiſſen. Er iſt der geborene Pfuſcher und Verderber, zuletzt der betrogene Betrüger.

Der verinnerlichte Menſch ſträubt ſich — auch Bismarck tat es zeit ſeines Lebens — gegen politiſche Betätigung, gerade als ahnte er, daß zuvörderſt in ihr mit die größte Gefahr, nicht etwa für ſeine Behaglichkeit, ſondern für ſeine ſeeliſche Entwicklung lauert. Denn von ſeinem beſſeren Weſen ab führt ſie ihn auf jeden Fall; weshalb ein ganzes Volk zur Politik erziehen wollen, der Verſuch wäre, es zu verflachen. Völker, die auf Politik verſeſſen ſind, haben als geiſtige Führer der Menſchheit ihr Teil dahin, und eines Tages nimmt auch ihr äußerer Glanz ein klägliches Ende. Wer es gut meint mit dem deutſchen Volk, der bekämpft die ihm gottlob unnatürliche Neigung zur Politik. In dem Augenblick, da es ihr leidenſchaftlich zu frönen begann, hatte es den Reſt ſeines Opfermutes verloren. Als das weſentlichſte unter allen

Völkern konnte es das plötzliche Fieber am wenigſten ertragen; und nun windet es ſich in chaotiſchen Krämpfen, bis es wieder den inneren Frieden, bis es wieder die alte Würde findet.

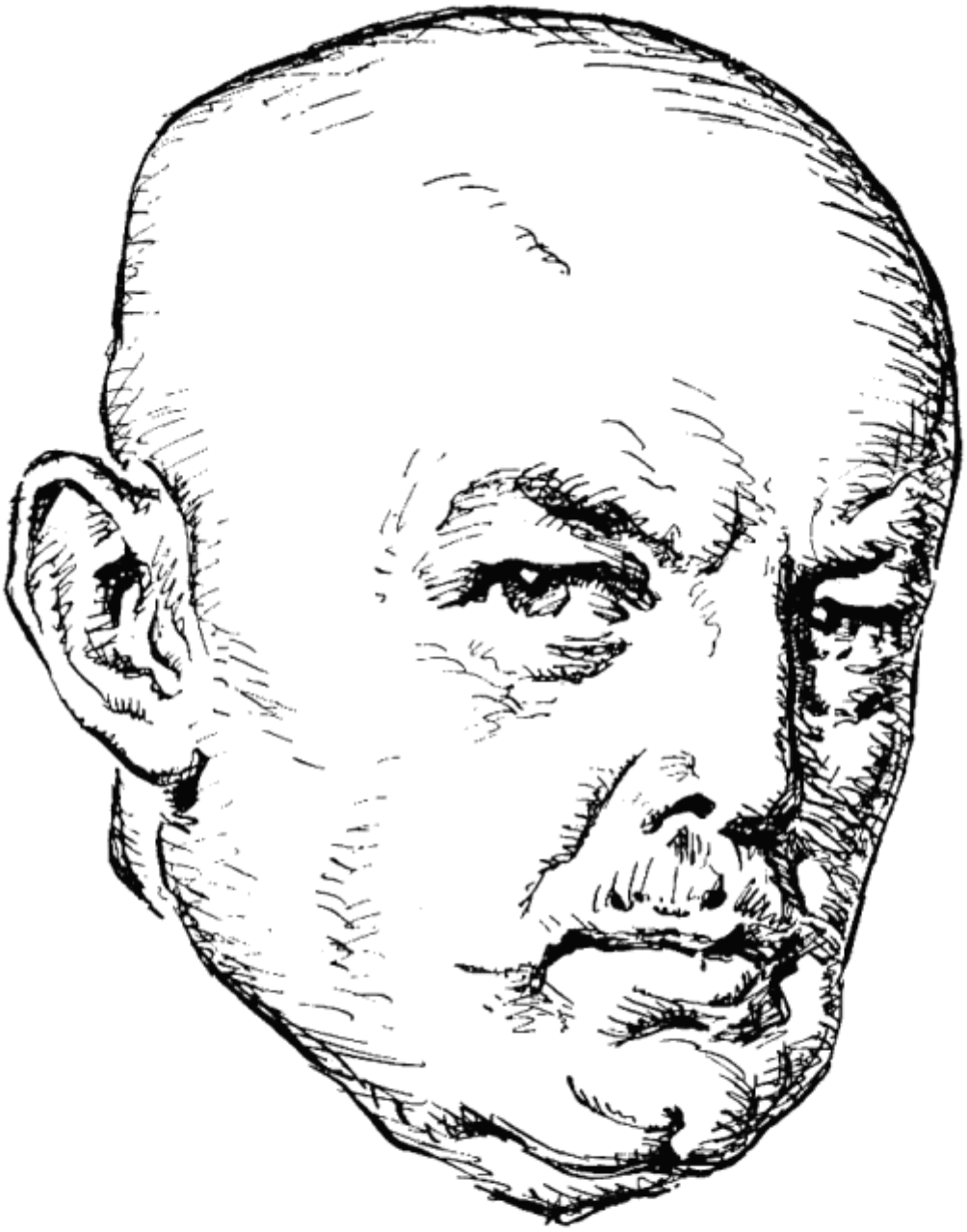
Dieſen Geneſungsprozeß zu beſchleunigen, drängt es wohl jeden Deutſchen, der ſeine fünf Sinne noch halbwegs beiſammen hat; mich ſelbſt trieb es aus der Stille des Dichters hinein in den Wirrwarr, ungeachtet meines Wiſſens um die augenblickliche Übermacht des Stromes. Ob ich Leidenſchaft genug dafür aufbringen werde, weiß ich nicht, ich hoffe es aber; jedenfalls glaube ich, die nötige Innenkraft mitzubringen. So mag es denn gehen, wie's will. Im Strudel der Gemeinheit werde ich nicht verſinken.

Zur Seite habe ich niemand, auch nicht einen. Wer meinem Streben helfen will, ſei willkommen; aber binden kann ich mich nicht an ihn, weder an einen einzelnen, noch gar an eine Partei. Nur Echo für meine Stimme brauche ich, ich brauche Leſer. Sonſt iſt jedes weitere Opfer zwecklos, der Anfang das Ende.

Der große Krumme

Die Parteien rüſten ſich zur Nationalverſammlung, auf gut Deutſch: ſie fangen an, das Volk gründlich zu bearbeiten. So gründlich, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Wie das gemacht wird, weiß man. Durch einen Orkan von Reden, Zeitungsartikeln, Flugblättern. Das koſtet Geld. Die Leute müſſen doch genau wiſſen, wer ihre Wohlfahrt am beſten vertreten wird, und um ihnen das klar zu machen, bedarf es einer koſtſpieligen „Agitation". Es ſcheint nun beinahe, als ob diejenige Partei, die über das meiſte Geld verfügt — — ich will nicht weiterfahren, es wäre Unſinn. Denn das Volk kennt ſeine Männer und geht nur mit ſolchen, von denen es ſelbſtloſe Hilfe erwarten darf. Sonſt könnte ihm tatſächlich irgendeine Null oder gar ein Schuft aufgeſchwätzt werden. Seit Jahren kennt es dieſe Männer, die Ebert, Müller-Meiningen, Erzberger, Cohn, Wiemer und zahlloſe andere. Die paar neuen, die es noch nicht kennt, ſind ihm durch die alten empfohlen, und damit ſteht ihr Wert von vornherein feſt. Es fragt ſich nur, wodurch das Volk die alten Männer ſeinerzeit kennengelernt hat. Durch einen Orkan von Reden, Zeitungsartikeln, Flugblättern. Das koſtet Geld. Die Leute müſſen doch genau wiſſen, wer ihre Wohlfahrt — — o du lieber Himmel! Da ſind wir ja glücklich wieder bei den Moneten.

„Was ſoll das heißen? Die bekannten Führer haben ſich doch im Laufe der Jahre bewährt!" Gewiß, jeder für ſeine Partei. Aber nicht für das Volk als Ganzes. Sonſt müßte dieſes anders daſtehen, als es jetzt der Fall iſt, nicht ſo zerriſſen und bettelhaft, wie es zerriſſener und bettelhafter gar nicht mehr gedacht werden kann. „Aber es hat doch das Höchſte errungen, was es gibt, die Freiheit!" Ich bitte um Verzeihung. Mir kommt dieſe Freiheit wie die einer gefan-



Dietrich Eckart 1923
(Gezeichnet von Otto v. Kursell)

genen Löwenfamilie vor: innerhalb des Käfigs können die guten Tiere treiben, was ſie wollen, aber den Futtertrog beherrſcht die „Entente“, und wenn ſie zu argen Lärm machen, wird die Verköſtigung noch ſpärlicher. „Wir hätten uns eben auf den Krieg nicht einlaſſen ſollen!“ Ach ſo! „Nun müſſen wir den frevelhaften Übermut unſerer damaligen Regierung ausbaden.“ Zugegeben, aber wo blieben um jene Zeit die Parteiführer? Meines Wiſſens machten ſie alle mit, drei oder vier ausgenommen, die aber gerade das betrieben, was jetzt eingetreten iſt: die „Verſtändigung“ der Löwenfamilie mit den Menageriebeſitzern. „Das wollten ſie doch in einem ganz anderen Sinn!“ Unzweifelhaft. Nur ſchade, daß ſie ſich dann von vornherein irrten, inſofern ſie keinen blaſſen Dunſt von der Gemütsart eines Menageriebeſitzers hatten. Dergleichen Leute mögen vielleicht Meiſter auf der Maultrommel ſein, aber — — Sie verſtehen mich. Im übrigen waren ſie ja weitaus in der Minderzahl, kaum zu nennen. Die koloſſale Mehrheit der Parteiführer machte geſchloſſen mit, hat ſich alſo, um kurz zu ſein, keineswegs bewährt, wenigſtens nicht ſo, wie ich glaube, daß ſich eine Volksvertretung bewähren müßte. „Irren iſt verzeihlich.“ Meinetwegen immer, nur nicht, wenn der Irrtum eine ganze Nation erdroſſelt. „Noch iſt nichts verloren!“ Zum mindeſten nichts von der alten Unfähigkeit. Genau dieſelben Parteiführer, die damals ſo herrlich vorausſehend mit ins Zeug gingen, ſtehen noch heute im Vordergrund und ſind wieder beſtimmt, die Zukunft unſeres Volkes zu leiten, im künftigen Nationalparlament. Ich laſſe mich hängen, wenn wir da nicht genau die nämlichen Namen treffen werden, ſoweit ſie nicht bereits ein Miniſterpalais zieren. Sagt nicht, daß dieſe Leute damals machtlos geweſen ſeien. Wenn nicht jeder von ihnen nur ſich bzw. den Rückhalt ſeiner Gruppe im Auge gehabt hätte, wenn ſie ſtatt deſſen alle nur von der ſelbſtloſen

Liebe zum Ganzen beſeelt geweſen wären, dann h ä t t e n ſie die Macht gehabt, weil, ſo wahr ich lebe, der echten Treue ein überwältigender Mut entſpringt; und auch den nötigen Verſtand hätten ſie gehabt, weil, beim ewigen Gott, Vernunft und Selbſtloſigkeit Hand in Hand gehen, ſo unzertrennlich wie die ſiameſiſchen Brüder!

Man frage doch einmal nach, ob auch nur ein einziger unſerer Parteiführer all die langen Jahre her je einmal etwas Ernſtliches, etwas Durchdringendes, etwas, das der Mühe wert geweſen wäre, gegen die haarſträubende Wucherwirtſchaft im Lande unternommen hat! Über den bloßen Abſcheu davor — Worte, nichts als Worte! — iſt keiner hinausgekommen, nicht einer, geſchweige denn, daß ſie ſich alle, wie zu einem Sturm vereint, erhoben und jene Ausgeburt einer dämoniſchen Macht ſamt dieſer hinweggefegt hätten! Die Spatzen pfiffen es von den Dächern, die Steine ſchrieen es, wie die Dinge ſtanden — unſere Volksvertretung hatte Beſſeres zu tun, als den Augiasſtall zu reinigen, ſie riß ſich um die Spinnfäden der Partei. Nicht der militäriſchen Übermacht — das laßt euch endlich einmal geſagt ſein! — ſind wir unterlegen, ſondern vor allem durch den W u c h e r, nochmals durch den W u c h e r, und zum dritten Mal durch den W u c h e r haben wir unſere Kraft verloren! Eine maßloſe Erbitterung, ein troſtloſes Verzagen am Sinn und Zweck des Krieges, die verzweifelte Frage „Wie? Um die Schurken zu bereichern, deshalb ſterben wir?“ war die allgemeine Folge dieſer ſataniſchen Skrupelloſigkeit geweſen; und als das Maß bis zum Rande voll ſtand, genügte ſchon ein kleiner Tropfen ſüßen Giftes, um es rettungslos überlaufen zu laſſen. Und da wagt man es — — ach, mich ekelt es, zu ſagen, w e n man alles zu verdächtigen wagt, nur damit das rote Tuch von den wahren Schuldigen ablenke! Hie und da eine offene Stimme, nicht immer eine

ganz lautere, das iſt vorderhand alles. So ſchreibt die Berliner „Freiheit“: „Zweiundzwanzig Dynaſtien ſind gefallen oder klammern ſich noch verzweifelnd an den bröckelnden Felſen. Das waren nur die Puppen. Nun müſſen die Drahtzieher heran. Das ſind die Träger des Kapitalismus, die ungekrönten Könige in Börſe und Bureau; die wahren Urheber unſeres Unglücks, der verbrecheriſchen Politik, die den Weltkrieg heraufbeſchwor. Das ſind die internationalen Feinde des Friedens und des Rechts, die imperialiſtiſchen Hetzer, die Sturm ſäten, um zwiſchen Leichen Strandgut bergen zu können.“

Strandgut bergen, d. h. ſich nicht dabei ſtören laſſen. „Die neue ſozialiſtiſche Regierung iſt von der Empfindung durchdrungen, daß das deutſche Wirtſchaftsleben in ſeiner jetzigen Verfaſſung der ängſtlichen Schonung bedürfe“, verkündet von Berlin aus der Staatsſekretär Landsberg unſerer Einfalt. Und der bayeriſche Miniſterpräſident zuckt alſo die Achſeln: „Wir ſprechen in vollkommener Offenheit aus, daß es unmöglich ſcheint, in einer Zeit, da die Produktivkräfte des Landes nahezu erſchöpft ſind, die Induſtrie in den Beſitz der Geſellſchaft ſofort überzuführen. Man kann nicht ſozialiſieren, wenn kaum etwas da iſt, was zu ſozialiſieren iſt. Ferner ſcheint es unmöglich, in einem einzelnen nationalen Gebiete der Weltwirtſchaft die ſozialiſtiſche Organiſation durchzuführen. Wir glauben alſo, daß erſt nach dem Frieden, wenn der einige Völkerbund der Weltdemokratien ſich gebildet hat, durch den entſcheidenden Einfluß der in neuer Macht auferſtandenen proletariſchen Internationale, in gemeinſamer Arbeit der Völker der Erde die unerläßliche Sozialiſierung durchgeführt werden kann. Wir halten drei große Probleme ſozialer Erneuerung bereit zur ſchnellen Erledigung: den Großgrundbeſitz, die ſtädtiſche Bodenfrage, das Bildungs- und Erziehungsweſen.“

Kein Zweifel, wenn es nach den alten Lieblingswünſchen Kurt Eisners und der ihm verwandten Seelen geht, ſo werden dieſe Herren den Großgrundbeſitz, die ſtädtiſche Bodenfrage ſowie das Bildungs- und Erziehungsweſen ſchnell „erledigt“ haben. Einer großen Gefolgſchaft ſind ſie da ſicher, denn ſeit Jahrzehnten werden dieſe drei Lappen in der Arena hin- und hergeſchwenkt, mit dem glücklichſten Reſultat. Meinetwegen ſoll ſich das geſtachelte Volk daran gütlich tun, nur bringt es damit ſeinen Peiniger nicht los: die überſtaatliche Geldherrſchaft, den finanziellen Militarismus!

Es gibt auf Gottes weiter Erde keinen verbrecheriſchen Geiſt mehr von ſolcher Kaltblütigkeit und Lüge, wie er hinter den unſichtbaren Gebietern der Weltwirtſchaft ſteckt. Mit einer Gewiſſenloſigkeit, die ſo ſehr jeder Beſchreibung ſpottet, daß ſchon die bloße Ahnung davon bis auf die Knochen frieren ließe, miſchen die heimlichen Fürſten des Goldes ihren verderblichen Trank, der die Menſchheit toll macht und blind, damit ſie das Gute für ſchlecht, das Schlechte für gut halte und ſo ihnen diene. Ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ſpielen ſie ein Volk gegen das andere aus, jedes betrügend; ſchaffen ſie hier Imperien, dort Republiken, bei uns das Chaos, wie es ihnen paßt! befördern und bekämpfen ſie in ein und demſelben Land den Bolſchewismus, ſtets darauf bedacht, ein Zuviel der Flut rechtzeitig zu ſtauen.

Wir treten und kneten,
Den argloſen Geiſt,
Solange die Schlange
Die Erde umkreiſt.

Mit Meuchelmord beginnend — wer wagt es da noch, die Schuldfrage zu ſtellen! — mußte über die deutſchen Stämme der Krieg in ſeiner fürchterlichſten Geſtalt, im Bunde mit einer Welt von Lüge, hereinbrechen, weil in

unſerem Volk, und zwar ganz allein in ihm, noch jenes Rechtsgefühl brannte, das den Mächten der Finſternis gefährlich werden konnte. Jetzt ſind auch wir verblendet genug, um unſere herrliche Vergangenheit zu ſchmähen, und gierig genug, um unſere Seele zu verkaufen.

Wer von all dem keinen Dunſt hat, der ſoll zwiſchen ſeinen vier Wänden den Narren abgeben — das Recht, uns zu führen, hat er verwirkt. Kein Wort mehr wollen wir hören von „ängſtlicher Schonung" des deutſchen Wirtſchaftslebens, keines mehr davon, daß man nicht ſozialiſieren könne, weil kaum etwas da ſei, was zu ſozialiſieren wäre. Es iſt etwas da, und das muß dem Volk uneingeſchränkt nutzbar gemacht werden; und wenn ihr wirklich den Wald vor lauter Krüppelzeug nicht ſeht, ſo muß man euch mit den Naſen darauf ſtoßen, damit ihr wohl oder übel erkennt, wie wir zu unſerem Brennholz kommen — durch die Verſtaatlichung des geſamten Kredites!

Damit wäre die Macht des „großen Krummen" gebrochen, wenigſtens hierzulande. Polypenartig ſaugen ſeine vielen Banken die Milliarden unſerer Sparer auf und mäſten ihn damit zu immer ſtärkerem Einfluß. Geht hin und legt eure Notgroſchen an, was bekommt ihr an Zinſen dafür? Einen Pappenſtiel! Dem „großen Krummen" aber tragen ſie hundertfältige Frucht. Schaltet ihn aus, ſetzt den Staat an ſeine Stelle, und euch wird doppelter Lohn: dadurch, daß ſich euer Geld beſſer verzinſt, und dadurch, daß der Staat noch immer genug verdient, um ſeine Schulden bezahlen und euch ſo entlaſten zu können. Sogar dreifacher Lohn! Denn dann iſt es auch aus mit der himmelſchreienden Steuerhinterziehung! Spielend leicht ließe ſich das machen, ohne Ausartung in den phantaſtiſchen, zur allgemeinen Verwahrloſung führenden Bolſchewismus auf völlig geſetzliche Weiſe.

Worte Eckarts[25]

Wie nie zuvor iſt das Ringen im Gang. Ich ſage es offen: man muß ſelbſt in allen Liſten und Tücken beſchlagen ſein, wenn man nicht denen des Gegners unterliegen ſoll. Nur ſo iſt man imſtande, ihn zu ertappen. Viel Böſes muß man in ſich haben, um das Böſe „da draußen" zu durchſchauen. Aber wer ſich in ſtillen Stunden deſſen nicht ſchämte, der hätte noch nicht einmal auf die bloße Exiſtenz das Recht, geſchweige denn auf ſiegreiche Rettung. Fauſt leidet unter ſeinem Charakter, Mephiſto nie.

*

Wohin es führt, wenn das deutſche Volk über der unmäßigen Sorge um die äußere Freiheit ſeiner inneren Freiheit untreu wird, ſehen wir jetzt. Die ihm angeborene große Argloſigkeit ſchlug in das fürchterlichſte Mißtrauen um; ſein guter Geiſt hat verſagt, ſein ſchlechter iſt obenan, verkörpert in ſeinen derzeitigen Führern.

*

Beim Licht betrachtet, iſt das Böſe überhaupt nur die Kehrſeite des Guten; und wer in böſen Zeiten nicht die Kraft zum Böſen hat, der hat ſie auch nicht zum Guten in guten Zeiten. Gleiches wird nur von Gleichem überwunden, weil es vom anders Gearteten überhaupt nicht bemerkt wird und deshalb von ihm gar nicht bekämpft werden kann. An ſich ſelbſt muß das Böſe zugrundegehen! Das Böſe außer uns an dem Böſen in uns, und dieſes wieder an jenem!

*

Zu der wichtigſten Frage, deren Beantwortung durch eine Autorität wie die des Papſtes der Menſchheit unendliche

Dienſte geleiſtet hätte, zu der Frage, wer die eigentliche Urſache des Krieges geweſen ſei, hat er weder „ja“ noch „nein“ geſagt. Er konnte das nicht wiſſen? Seltſam! Was Lloyd George wußte, und Northcliffe wußte, und der billige Jakob auf der Auer Dult wußte, das wußte der Papſt nicht? Sagt doch ruhig: er mußte neutral bleiben. Oder ſagt es lieber nicht. Denn alles läßt ſich vorſtellen, nur kein „neutraler“ Stellvertreter Gottes auf Erden.

*

Dieſer Krieg war ein Religionskrieg, damit man endlich klar ſehe! Ein Krieg zwiſchen Licht und Finſternis, Wahrheit und Lüge, Chriſt und Antichriſt! „Hie Hindenburg, hie Northcliffe!“ hieß die Loſung, um die beiden Prinzipien in ihren Spitzen zu kennzeichnen.

*

Wenn das Licht mit der Finſternis zuſammenprallt, gibt es kein Paktieren! Da gibt es nur Kampf auf Leben und Tod, bis zur Vernichtung des einen oder anderen Teils. Und deshalb iſt der Weltkrieg nur ſcheinbar zu Ende; ja, wir ſtehen jetzt ärger darin, als je zuvor, trotzdem die Waffen ruhen.

*

Das iſt es ja eben: der Menge, die im tiefſten Kern das Gute will und durchſchnittlich — es muß einmal offen geſagt werden — unverhältnismäßig mehr Ideale beſitzt als das ſogenannte Bürgertum, fehlt es bloß an der richtigen Aufklärung; und ſo, in ihrem unbefriedigten Hunger nach Wahrheit, unterliegt ſie dem ſinnverwirrenden Wortſchwall ihrer verkappten Erzfeinde. Die Schuld daran tragen wir, trägt unſere Faulheit oder, damit es beſſer klingt, unſere behagliche „Ruhe in Gott“. Manchmal überfällt mich eine

grenzenloſe Wut über meinesgleichen, ſo daß ich auch ſchon einmal ein Gedicht machen wollte, das ſo begann:

Glaubt nicht, ihr Narren — *ihr*, verehrte Bürger,
Ihr ſeid gemeint, nicht die im Tollhaus wohnen!
Glaubt nicht, der Tod, für Tauſende der Würger,
Er wäre willens, euch allein zu ſchonen,
Und wenn er je einmal geſchlichen käme
(Nach zwanzig Jahren, kann auch ſpäter ſein),
Daß er euch dann gelind beim Fittig nähme,
Direkt ins Himmelreich hinein . . .,

ſondern der Tod hat etwas ganz anderes mit euch vor; denkt nur ein bißchen nach, z. B. über die Seelenwanderung, über das Gewürm unten auf dem Meeresgrund, das nie die Sonne ſieht; horcht auf das Winſeln eurer Hunde uſw. — Die Verſe aber ſollten ſchließen:

Und eher holt kein Gott euch in den Himmel,
So lang's noch Enkel gibt, ſo feig wie ihr!

*

Gutes zu früh gewollt, ſchlägt in ſein Gegenteil um und wird Schlechtes. Roms Ideale, zu hitzig verfolgt, ſind für eine ganze Weile der Verweltlichung gewichen. Luther bedeutet den erſten gewaltigen Verſuch, das Rad wieder zurückzudrehen; der zweite iſt jetzt am Werk, er heißt — das deutſche Chaos.

*

Genie ſein heißt *Seele* betätigen, heißt zum *Göttlichen* ſtreben, heißt dem *Gemeinen* entrinnen; und wenn das auch nie ganz gelingt, für das gerade Gegenteil des Guten bleibt doch kein Spielraum mehr. Das hindert nicht, daß der geniale Menſch die Erbärmlichkeiten des Daſeins in allen Formen und Farben zeigt, als großer Künſtler, der er dann iſt; aber das tut er *betrachtend*, nicht ſelbſt mitgehend, sine ira et studio, unbeteiligten Herzens. Dieſe erhabene Kühle gegenüber dem zu behandelnden

Gegenſtand beſitzt Goethe, während man z. B. bei Shakeſpeare ſchon ein gewiſſes Behagen am „Erdenreſt“ (ſiehe Falſtaff) feſtſtellen kann. Im Genie Goethes erreicht denn auch das deutſche Weſen mit ſeiner beſonderen Art, die Dinge unbefangen, d. h. ohne von ihnen befangen zu ſein, alſo nur um ihrer ſelbſt willen anzuſehen, den Höhepunkt. Das Ideal aber in dieſer, wie überhaupt in jeder Beziehung iſt Chriſtus; das eine Wort „Ihr richtet nach dem Fleiſch, ich richte niemand“ offenbart die göttlichſte Freiheit vom Einfluß des Sinnlichen, die Überwindung der irdiſchen Welt ſogar ohne das Medium der Kunſt.

Am entgegengeſetzten Ende aber ſteht Heine mitſamt ſeiner Raſſe, alſo auch meilenweit von Goethe und dem echten Deutſchtum entfernt. Hier gipfelt alles, ſtatt in reiner Betrachtung, im Willen nach außen, im Zweck, die Welt ſich gefügig zu machen; und je mehr dies mißlingt, deſto haßerfüllter das Werk, mit dem das Ziel erreicht werden ſoll, deſto liſtiger und verlogener aber auch jeder neue Verſuch, ans Ziel zu gelangen. Vom wahren Genie keine Spur, gerade das Gegenteil ſeiner Männlichkeit, und nur durch den gleißenden Schein ein blendender Anblick.

*

Damit ja kein Zweifel über meine Geſinnung beſteht: wer von uns Deutſchen noch heutzutage Freimaurer iſt, gehört in die Kategorie entweder derer, die nicht alle werden, oder derer, die diejenigen, die nicht alle werden, an der Naſe herumführen. Eine andere Wahl gibt es nicht. Dolche müßte man reden können, um dieſer unterirdiſchen Geſellſchaft zu zeigen, wo Barthel den Moſt holt.

*

Goethe meint, zwiſchen zwei Welten leben ſei das Richtige. Zwiſchen der irdiſchen und der himmliſchen Welt.

Nicht zu nah dem Böſen, aber ſich auch vor dem Übermaß des Guten hüten. Denn jenes führt zu Beſtialität; dieſes aber würde uns bald dahin bringen, daß wir auf jedes Tun im Leben verzichteten, alſo auch für die Allgemeinheit nichts mehr leiſteten. Vorderhand kommt es eben noch auf die Tat an. Vorderhand.

Zwiſchen den beiden Welten lebt, wie ich ihn zu kennen glaube, der echte Deutſche. Er ſucht deshalb ſehr wohl Verbindungen anzuknüpfen, die ihm dazu dienlich ſein können, daß er ſich im Leben behaupte; aber darüber vergißt er nicht ſein Ewiges, ſtrebt alſo nach irdiſchem Vorteil nur inſoweit, als er ihn zur Verwirklichung der deutſchen Tat unbedingt nötig hat.

*

Gemeinſam kämpfen mit den Völkiſchen alle Länder gegen den Judas Iſchariot, nicht minder aber auch gegen diejenigen im eigenen Land, die immer nur große Sprüche reißen, immer nur reden und reden, doch nie etwas gegen die jüdiſche Peſt unternehmen, ſei es, weil ihnen Gold oder Macht kitzelt, ſei es, weil ihnen die Vorſicht oder der Glaube, es hintenherum und allmählich machen zu können, Hand und Zunge entnerven. Ob dieſe oder jene Sorte, es iſt ein und dasſelbe Pack, ein und dasſelbe Verräterpack! Wer ein tief im Leib ſitzendes Geſchwür, ſtatt es reſolut aufzuſchneiden, feige mit warmen vertuſchenden Umſchlägen behandelt, ſo daß es ſich unbedingt nach innen aufs Leben ſchlagen muß, macht ſich ebenſo ſchuldig, wie der, welcher den Kranken mit Gift aus der Welt bringt. Guter Wille entſchuldigt nicht. Auch der Kurpfuſcher beruft ſich auf ihn, während er ſich ſagen mußte, daß er mit ſeinen jämmerlichen Fähigkeiten und Kenntniſſen am Bett eines Schwerkranken eine geradezu verbrecheriſche Frechheit verrät. Kein richtiger Arzt aufzutreiben? Quatſch nicht, Krauſe! Du bleibſt ja

doch bloß, weil du irgendeinen Vorteil davon haſt. Die Redensarten von der Pflicht, von der ſchweren Bürde ſeines Amtes uſw., dieſer Speck iſt zu ranzig. Sage, was los iſt und geh'! Gott hilft nur da, wo er Mut ſieht.

Wir aber wollen jedem, der nicht in der Judenfrage kurzerhand vom Leder zieht, verächtlich die Gefolgſchaft verweigern, jedem Miniſter, jedem Parteiführer. An den Pranger gehören ſie alle, und all' das von Rechts wegen. Wenn ſie nur einen Tag mit der Sprache herausrückten, nur die eine Stunde, die ſie dann vielleicht noch Zeit hätten, es zu tun, der Bann wäre gebrochen: Das betörte Volk hätte unter der weithin ſchallenden Stimme aufgehorcht und ließe ſich dann nimmermehr einſchläfern. Wartet es doch ſchon ſo lange auf das befreiende Wort!

*

Sogar der jüdiſche Wiſſenſchaftliche entſchlägt ſich jetzt aller Vorſicht: ohne mit der Wimper zu zucken, bekennt er, wie z. B. Jakob Klatzkin in ſeinen „Problemen des modernen Judentums": „Die jüdiſche Religion kennt keine Metaphyſik".

Man mache ſich das klar, was das heißt: eine Religion, die den Blick nicht über die Zeitlichkeit hinauslenkt! Die ſich nicht um das Weſen des Göttlichen, die ſich nicht um die Seele kümmert! Eine Religion!

„Unſere Bibel", ſchreibt Klatzkin, „iſt teils Chronik, teils Kodex. Wo iſt die metaphyſiſche Begründung? ‚Ich bin Jehovah dein Gott' uſw. iſt die einzige kurze Einleitung, auf die gleich die trockenen Vorſchriften folgen: ‚Du ſollſt', ‚Du ſollſt nicht'. Wo iſt die theoretiſche Grundlegung? Das Geſetz iſt das Primat. Unſere Religion hat es abgelehnt, nach dem Grund der Verordnungen zu fragen. Sie hat Gebote und Verbote, Normen, aber keine Lehrgrundſätze, keine Dogmen."

Gebote, Verbote — aus. Und das heißt ſich Religion! Von einer ſolchen unſäglichen Herzensarmut behauptet Klatzkin: „Das Judentum kann nie aufhören, weil es ſeinem Weſen nach international, univerſal iſt, d. h. ein allgemein menſchliches Kulturideal. Wir verkünden es mit Stolz: die Ideen des Judentums dringen immer mehr in der ſittlichen Kultur durch und erobern die Menſchheit — und merken nicht, daß wir damit ſagen: Die Ideen des Judentums treten immer mehr aus der Sphäre des Nationalen heraus und werden Gemeingut der ſittlichen Menſchheit. Jede dieſer Eroberungen ſchmälert unſern nationalen Beſitz."

Um die ganze Anmaßung dieſes Satzes zu erfaſſen, müſſen wir ihn uns nach Schopenhauers Leitfaden überſetzt denken. Dann haben wir das Gefühl, als hätte ein Iltis oder eine Krähe oder ein Hecht geſprochen: „Unſere Tierheit kann nie aufhören, weil es ein univerſales Kulturideal iſt. Wir verkünden es mit Stolz: Die Ideen der Tierheit dringen immer mehr in der Kultur der Menſchheit durch und erobern dieſe — und merken nicht, daß wir damit ſagen: die Ideen der Tierheit treten immer mehr aus der Sphäre des Tieriſch-Nationalen heraus und werden Gemeingut der Menſchheit. Jede dieſer Eroberungen ſchmälert unſeren Beſitz."

*

Gleich und gleich geſellt ſich gern. Die Übereinſtimmung des Seeliſchen zieht die Menſchen zueinander. Einen Freund z. B. bekommt man nicht; man hat ihn bereits, ehe man ihn kennen lernt. Man hat nämlich dieſelbe Weſensart, wie er. Nur dann bildet ſich echte Freundſchaft, überhaupt die große Neigung. Zerwürfniſſe unterdrücken ſie wohl, heben ſie aber nicht auf. Los kommt niemand mehr vom Gegenſtand ſeiner wahren Liebe.

Nicht bloß zu Menſchen, auch zu Ideen drängt es uns hin, auf ähnliche Weiſe. Keine Idee, in der wir mit Leib und Seele aufgingen, wenn ſie nicht von Haus aus in uns ſelber läge. Man *wird* nicht Sozialdemokrat, man iſt es ſchon immer geweſen. Schon im Kind verrät ſich die künftige Proletariergeſinnung, und wäre es zehnmal feudaler Geburt.

*

„Sie müſſen jeden Tag einen Spaziergang bis Pullach[26] machen", hörte ich unlängſt einen Arzt zu einem Kranken ſagen, und ich wunderte mich darüber, weil ich wußte, daß der betreffende Patient, ſeiner Trägheit halber, den weiten Weg niemals gehen würde. „Das weiß ich auch," entgegnete der Arzt, „aber wenn ich ihn bloß bis Thalkirchen ſchicke, ſo läuft er mir nur bis Sendling, während er ſo wenigſtens bis Thalkirchen kommt."

Aus demſelben Grund, ſcheint mir, hat Chriſtus uns kranken Menſchen das Ziel ſo weit hinausverlegt, mit anderen Worten, ein ſo unerreichbares Ideal vor Augen geſtellt. Unſere träge Menſchlichkeit läßt uns niemals ganz zur Erfüllung der ſtrengen Forderungen Chriſti gelangen; aber wären ſie milder gehalten, würden wir nicht einmal die milden beherzigen.

*

In dem Augenblick, wo, nach langem Studium, das Genie das Tor der Erkenntnis den Menſchen öffnen zu können ſcheint, muß es fort von der Welt und ein anderes hat wieder den gleichen fruchtloſen Weg zu gehen. Woran liegt das? An jenem „ſcheint".

Anmerkungen

(Abkürzungen: Vb. = „Völkiſcher Beobachter"; Agd. = „Auf gut deutſch".)

[1] Ein Spottname für Lorenzo; bedeutet ſo viel wie: „Der Schuft Lorenzo". — [2] Vb., N. 64, 1921. — [3] Agd. 3, 4, 1921. — [4] Vb. 70/73, 1921. — [5] Dieſes Gedicht ſowie etwa noch 10 andere, auf Liebe und Heimatſehnſucht abgeſtimmt, ſind dem Gedichtband „In der Ferne" entnommen. Er enthält Gedichte aus den zwanziger Jahren Eckarts. — [6] Geſchrieben im Juni 1923 im ſog. „Göllhäusl" während der Verfolgung. — [7] Während des Krieges wurde der Iſenheimer Altar in München in der Alten Pinakothek aufgeſtellt. Die Franzoſen forderten ihn nach dem „Friedens"-abſchluß zurück nach Kolmar. — [8] Dies Gedicht erſchien in Agd. anläßlich des Einzuges der bayeriſchen Truppen nach dem „Waffenſtillſtand" in München durch das Siegestor. — [9] Verlaſſen und verraten von ſeinen „verantwortlichen Ratgebern" floh König Ludwig III. von Bayern nach der Novemberrevolte ins Ausland, wo er ſtarb. Als er in München beerdigt wurde, ſchworen die, die ihn verlaſſen hatten, an ſeinem Grabe dem Hauſe Wittelsbach „ewige Treue". Vb. N. 80 v. 22. Okt. 1921.

[10] Veröffentlicht in „Bühne und Brettl", N. 16, 1903. — [11] Aus dem „Erbgraf". — [12] Aus dem „Froſchkönig". — [13] Aus „Tannhäuſer auf Urlaub". — [14] Gehört zu den in Berchtesgaden gedichteten Sprüchen. — [15] Nachſtehende Sprüche aus Agd. und während des Jahres 1923 notiert. — [16] Geſchrieben während der Tagung der ſog. Nationalverſammlung in Weimar 1919, auf der die Unterwerfung unter das Diktat von Verſailles vom Marxismus, Zentrum und der Demokratie beſchloſſen wurde. — [17] Scheidemann und Genoſſen forderten 1919 einen Staatsgerichtshof gegen die „Kriegsverlängerer". Ein „Ausſchuß" unter den Juden Oscar Cohn, Sinzheimer uſw. trat zuſammen und lud u. a. auch Hindenburg und Ludendorff vor. Die Antworten, die er erhielt, nahmen ihm die Luſt, weiterzuforſchen. — [18] Das Verſailler Diktat verpflichtete Deutſchland zur Auslieferung der Kriegsgefangenen der Ententeſtaaten, ohne auch die Deutſchen in Feindesland freizubekommen. Der „bayeriſche Miniſterpräſident" Eisner erklärte hierzu, wir, als die „Kriegsſchuldigen", hätten auch gar kein Recht, die deutſchen Kriegsgefangenen heimzufordern. — [19] Pius Dirr, demo-

kratiſcher Landtagsabgeordneter in Bayern. Im Jahre 1923 begann es mit der D. D. P. abwärts zu gehen. Eglſing iſt eine Irrenanſtalt bei München. Das Gedicht wurde veröffentlicht im Vb. Nr. 75 vom 24. April 1923. Eine Anzahl Eckartſcher Gedichte in bayeriſcher Mundart richteten ſich gegen den Marxiſtenführer Erhard Auer u. a.

[20] Die Verſe ſind einer großen Anzahl von Zeichnungen der ungariſch-jüdiſchen Räteführer beigegeben. Die inhaltlichen Angaben entſprechen den Zeugenausſagen nach Niederwerfung der bolſchewiſtiſchen Revolte. Siehe Agd. Heft 9/10, 1920. — [21] Veröffentlicht im Vb. N. 72 vom 20. April 1923. Das folgende Gedicht erſchien bei der Vergrößerung des Vb. am 29. Auguſt 1923. — [22] Die „Einführung" iſt 1919 als Sonderdruck erſchienen. — [23] Dieſe Aufſatzreihe erſchien fortlaufend in der erſten Hälfte des Jahrgangs 1919 von Agd. Sie iſt unvollendet. — [24] Heft 1 von Agd. — [25] Die „Worte" ſind den vielen Aufſätzen in Agd., Jahrgang 1919, entnommen. — [26] Pullach, ein entfernterer, Thalkirchen, ein näherer Vorort von München.

Schriften
Dietrich Eckarts

In der Ferne, Gedichte (1893).
Der kleine Zacharias, Luſtſpiel in 5 Aufzügen.
Der Erbgraf, Schauſpiel in 3 Aufzügen (1907).
Tannhäuſer auf Urlaub, ein Sommermärchen (1895).
Ein Kerl, der ſpekuliert, Luſtſpiel in 3 Aufzügen.
Der Froſchkönig, romantiſche Komödie in 3 Aufzügen (1904).
Familienväter, tragiſche Komödie in 3 Aufzügen (1904).
Heinrich VI., deutſche Hiſtorie in vier Vorgängen (1914).
Ibſens „Peer Gynt", in freier Übertragung für die deutſche Bühne eingerichtet (1914).
Lorenzaccio, Tragödie in 5 Aufzügen (1918).
Ibſen, Peer Gynt, der große Krumme und ich (1914).
Nochmals vor der Höhle des großen Krummen (1915).
Einführung in Ibſens Peer Gynt (1918).

*

Das iſt der Jude! Laienpredigt über Juden- und Chriſtentum (1920).
Der Bolſchewismus von ſeinen Anfängen bis Lenin (1923).
M. —.70.
„Auf gut deutſch", Wochenſchrift für Ordnung und Recht (geb. Jahrgang (1919).

Schriften von Alfred Roſenberg

Houſton Stewart Chamberlain als Verkünder u. Begründer einer deutſchen Zukunft. Preis geh. M. 3.60, in Ganzl. M. 5.—.

Preſſeſtimmen:

„Den gleichen Dienſt, den Chamberlain den großen Genien unſeres Volkes ... erwieſen hat, will Alfred Roſenberg, einer unſerer befähigtſten politiſchen Schriftſteller, ſeinerſeits dem großen Wahldeutſchen erweiſen." (Hammer, Leipzig)

„Der erſte Verſuch einer umfaſſenden Darſtellung von Chamberlains Lebenswerk ... Es gilt, im Geiſte Chamberlains den völkiſchen Gedanken zu vertiefen ... Dafür kann Roſenbergs Schrift treffliche Dienſte leiſten."
(Deutſche Zeitung, Berlin)

„Es iſt eine Freude, mit dem Verfaſſer den Pfaden Chamberlains zu folgen ... und befruchtet eine eigene Welt im Innern ſich erſchließen ſehen.
(Berliner Arbeiterzeitung, Berlin)

Der Zukunftsweg einer deutſchen Außenpolitik. Preis Kart. M. 2.50. 144 Seiten.

Ein Urteil der Preſſe:

„Mit ſeiner Schrift hat ſich unſer Vorkämpfer für das völkiſche Ideal die Aufgabe geſtellt, „gegen die uns weiter verknechtende Wahnſinnspolitik, die uns von Verſailles nach Locarno und London geführt hat, Stellung zu nehmen". Dieſe Aufgabe hat der Verfaſſer ſo glänzend gelöſt, daß wir ſein Buch jedem Volksgenoſſen zu eingehendem Studium nur dringend empfehlen können."
(Deutſche Wochenſchau, Berlin)

30 Novemberköpfe. Eine Abrechnung mit Machern und Nutznießern des 9. November 1918. 284 Seiten. In Hlbl. M. 5.50.

Das Verbrechen der Freimauerei. Judentum, Jeſuitismus, deutſches Chriſtentum, 180 Seiten. Preis geh. M. 2.—.

Urteile der Preſſe:

„Das Buch führt auf ein Gebiet, das der nicht unberückſichtigt laſſen kann, der mit klarem Auge und unbefangener Urteilskraft ſich darüber unterrichten will, warum ſo Verheerendes über die Menſchheit gekommen iſt ... Wer die wahren Urſachen der Weltkataſtrophe erkennen will, überhaupt, wer die Dinge vom völkiſchen Standpunkt aus betrachtet, der greife zu dieſem Buche."
(Deutſches Lehrerblatt, wiſſenſchaftlich-pädagog. Rundſchau)

„Unter den neuerſchienenen Schriften beſonders zu empfehlen. Es iſt ein überaus lehrreiches, mit gewiſſenhafteſter Quellenbenutzung geſchriebenes, muſtergültiges Buch. Die vorliegende Schrift iſt geeignet, den Deutſchen den Kampf der Ideen in Europa eindringlich zu Gemüte zu führen und eine Grundlage für deutſche Erneuerung zu ſchaffen." (Politiſch-anthropol. Monatsſchrift)

Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO

Thierſchſtr. 11, Poſtſcheckk.: München 11346, Filiale in Weimar: Frauentorſtr. 15

Schriften von Alfred Roſenberg

Peſt in Rußland! Der Bolſchewismus, ſeine Häupter, Handlanger u. Opfer. Mit 75 Lichtbild. a. Sowjetrußland. Preis M. 2.40.

Unmoral im Talmud. 10. Tauſend. Preis M. —.60.

Die Protokolle der Weiſen von Zion und die jüdiſche Weltpolitik. M. 2.20. Geb. M. 4.—.

Die internationale Hochfinanz als Herrin der Arbeiterbewegung in allen Ländern. Preis M. 1.—.

Weſen, Grundſätze und Ziele der Nationalſozialiſtiſchen Deutſchen Arbeiterpartei. Preis M. —.70.

Der völkiſche Staatsgedanke. Preis M. —.35.

Nationalſozialismus und Jungdeutſcher Orden. Preis M. —.25.

Der Weltverſchwörerkongreß zu Baſel. Um die Echtheit der zioniſtiſchen Protokolle. 48 Seiten. Preis M. —.50.

Nationalſozialiſtiſche Literatur

Mein Kampf, 1. Band. Eine Abrechnung von Adolf Hitler. 2. Auflage. Ganzleinen gebunden M. 12.—.

Mein Kampf, 2. Band. Die nationalſozialiſtiſche Bewegung. Ganzleinen gebunden M. 12.—.

Gold oder Blut. Wege zur Wiedergeburt aus dem Chaos. Von Otto Bangert. Ganzl. geb. M. 3.50. Kartoniert M. 2.50.

Deutſchlands Auszehrung von Verſailles bis Genf. Von Dr. Hans Buchner. Geheftet M. —.50.

Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO

Thierſchſtr. 11, Poſtſcheckk.: München 11346, Filiale in Weimar: Frauentorſtr. 15

Nationalsozialistische Literatur

Der Bolschewismus von seinen Anfängen bis Lenin. Zwiegespräch zwischen Adolf Hitler und Dietrich Eckart. Geheftet M. —.70.

Die jüdische Weltpest. Kann ein Jude Staatsbürger sein? Von Hermann Esser. Kartoniert M. 1.50.

Das Manifest zur Brechung der Zinsknechtschaft des Geldes. Von Dipl.-Ing. Gottfried Feder. Geh. M. —.60.

Wege ins dritte Reich. Briefe und Aufsätze für Zeitgenossen. Von Dr. Josef Goebbels. Kartoniert M. —.80.

Die zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen. Von Dr. Josef Goebbels. Kartoniert M. —.80.

Lenin oder Hitler. Eine Rede. Von Dr. Josef Goebbels. Geheftet M. —.40.

Die Südtiroler Frage und das deutsche Bündnisproblem. Von Adolf Hitler. Geheftet M. —.50.

Adolf Hitler und seine Bewegung im Lichte neutraler Beobachter und objektiver Gegner. Geheftet M. —.20.

Liederbuch der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Geheftet M. —.60. 10 Stück M. 5.—.

N.S.D.A.P.-Standartenkalender. Wochenabreißkalender für das deutsche Haus. Umfang 56 Blatt. M. 2.50.

Nationalsozialistische Bibliothek erscheint in zwangloser Folge. Heft 1: „Das Programm der N.S.D.A.P. und seine weltanschaulichen Grundgedanken", von Dipl.-Ing. G. Feder. Preis M. —.60.
Heft 2: „Der Herrschaft der Börse" von Direktor Reinhardt. Preis M. —.60.

Nationalsozialistisches Jahrbuch. Herausgegeben unter Mitarbeit bekannter Führer der N.S.D.A.P. Umfg. 192 Seit. Ganzleinen M. 1.50.

Das Volksbuch vom Hitler. Von Dr. Georg Schott. In Halbleder geb. M. 8.—, Pappband M. 5.—, kartoniert M. 4.—.

Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2, NO

Thierschstr. 11, Postscheckk.: München 11346. Filiale in Weimar: Frauentorstr. 15